MASTER NEGATIVE NO. 93-81477-4

MICROFILMED 1993

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States - Title 17, United States Code - concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material.

Under certain conditions specified in the law, libraries and archives are authorized to furnish a photocopy or other reproduction. One of these specified conditions is that the photocopy or other reproduction is not to be "used for any purpose other than private study, scholarship, or research." If a user makes a request for, or later uses, a photocopy or reproduction for purposes in excess of "fair use," that user may be liable for copyright infringement.

This institution reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

FECHNER, GUSTAV THEODOR

TITLE:

VIER PARADOXA.

PLACE:

LEIPZIG

DATE:

1846

Master Negative #
93-81477-4

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

193F311
Y

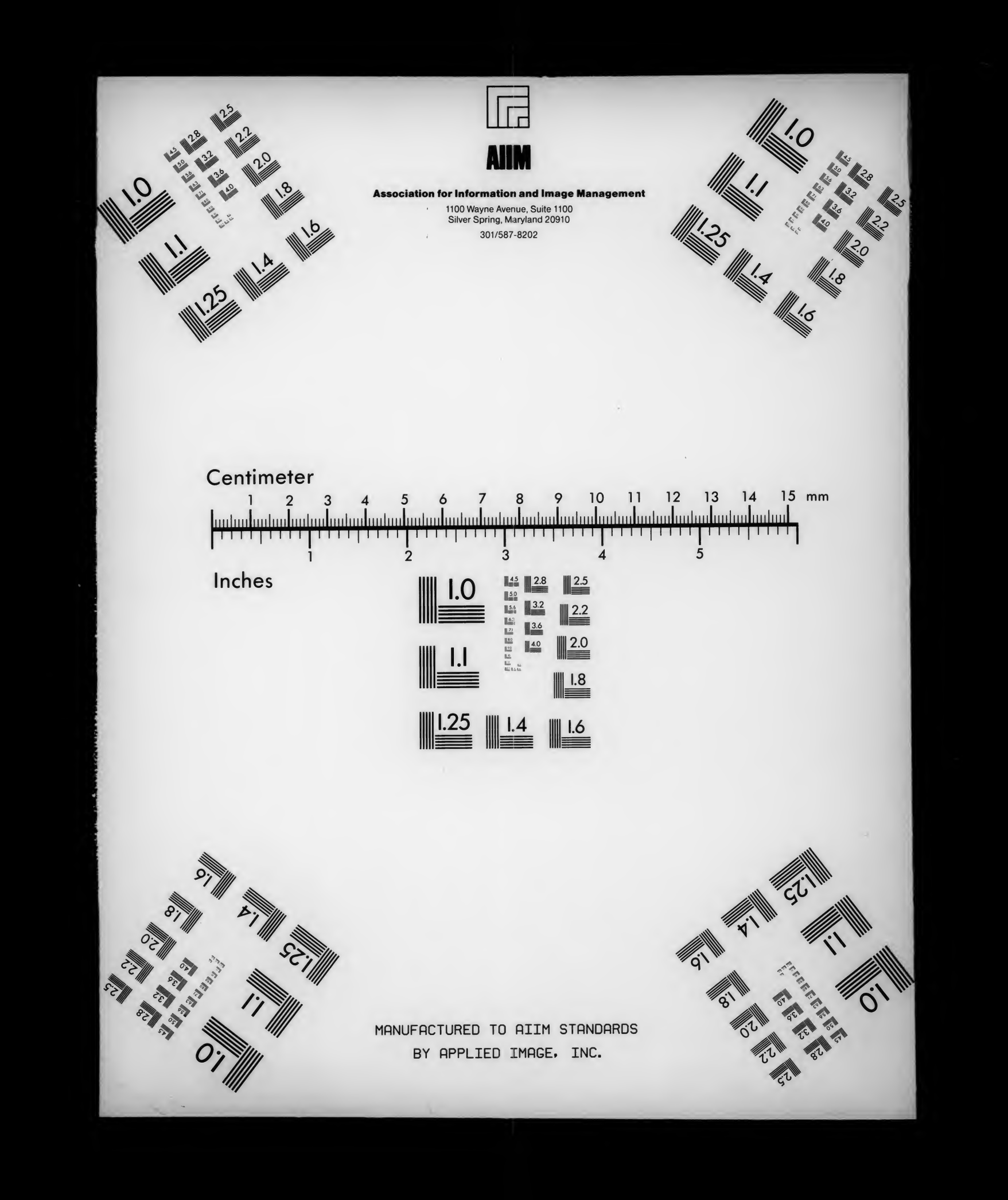
(Fechner, Gustav Theodor) 1801-1887.
Vier paradoxa, von Dr. Mises. Leipzig, Leopold Voss, 1846.
3 p. l., (3)-92 p. 19cm.

443153

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11X
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 6-10-93 INITIALS JAMES
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm
Inches
1 2 3 4 5
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

193F311 Y

Columbia University
in the City of New York
LIBRARY

Bought From
the
Carl Schurz Fund
for the
Increase of the Library
1900

Vier

Paradoxa.

Von

Dr. Mises.

Leipzig:
Leopold Voß.

1846.

Schurz

193F311
Y

44-8959

Inhalt.

		Seite
I.	Der Schatten ist lebendig	5
II.	Der Raum hat vier Dimensionen	15
III.	Es gibt Hexerei	41
IV.	Die Welt ist nicht durch ein ursprünglich schaffendes, sondern zerstörendes Princip entstanden	79

I.

Der Schatten iſt lebendig.

Den Schatten für lebendig zu halten, ist eigentlich nichts Neues. Schon die Alten thaten es, indem sie die Seelen nach dem Tode für Schatten erklärten, und ihnen doch eine Art Leben dabei beimaßen. Wie der Mensch seinen Schatten neben sich wirft, der mit ihm wandelt, so soll er nach den Griechen auch einen Schatten werfen, der nach ihm wandelt; wie jenen das Sonnenlicht, so diesen unser eignes Lebenslicht erzeugen. Doch warum erst den Menschen tödten, um den Schatten lebendig zu machen? Muß es nicht den Menschen freuen, wenn der treueste Begleiter unter der Sonne, den er hat, nicht als ein Leichnam mit ihm wandelt, sondern als ein selbst Mitlebender? Und ist es nicht deshalb, daß die Sage ein Grausen knüpft an Menschen, die ihren Schatten verkauft haben. Sie haben ihren Zwillingsbruder verkauft. Hat der Teufel die Schattenseele, wird er die Lichtseele bald nachholen.

Daß der Schatten viel Aehnliches mit einem lebenden Wesen hat, sieht auch das blöde Auge, nur daß er manche Eigenthümlichkeiten zeigt, die uns ab-

gehen; und zumeist sind es Vorzüge. Wir sind am kleinsten zu Anfange, wachsen dann und schrumpfen wieder ein im Alter; er fängt seinen Lebenstag lang an, schrumpft um Mittag zusammen und wird wieder lang am Abend. Er will offenbar zeigen, daß er doch nicht Alles macht wie wir. Dabei weiß er an seiner Größe immer, welche Zeit es ist. Wir leben in drei Dimensionen; er begnügt sich mit zweien; aber das macht ihn nur weniger schwerfällig. Bei allen Versuchen, etwas Anderes aus uns zu machen, als wir nun eben sind, setzt uns die dritte Dimension, dies dick- und steifmachende Princip des Raumes, die größten Hindernisse entgegen. Wie wir uns drehen mögen, der Zopf bleibt uns immer hinten hängen und die Nase immer vorn stehen. Aber der Schatten, wenn ihm sein Zopf nicht mehr gefällt, schiebt ihn in sich hinein, weg ist er; gefällt ihm die Nase nicht mehr, er schiebt sie in sich hinein, weg ist sie; bald wachsen ihm die Arme lang, dann steckt er sie in seinen Leib, wie in eine Tasche, weg sind sie, und im nächsten Augenblicke langt er wieder weit damit hervor. Jetzt geht er aufrecht an einer Wand, jetzt huscht er glatt am Boden fort, jetzt knickt er sich wie ein Winkelmaß; er läuft durch Dick und Dünn, während wir sorgsam die Wege wählen; verunreinigt sich dabei keine Stiefeln, thut sich an keinen Steinen weh, ersäuft in keinem Wasser, nur das Feuer scheut er noch mehr als wir selber. Er läuft sogar durch andere seines Gleichen durch. Die

Schatten, die sich treffen, machen sich nur etwas schwarz, statt daß, wenn sich zwei Menschen begegnen, sie sich etwas weiß zu machen pflegen. Und bei alle diesem Wechsel behält doch jeder Schatten seine besondere Charaktereigenthümlichkeit. Ein geistreicher Mann und ein Dummkopf können sich nicht verschiedener benehmen, als ihre Schatten. Benutzt man ja doch sogar die Schattenrisse, den Charakter der Menschen festzuhalten.

Man sieht, in all diesem unterscheidet sich der Schatten nicht nur nicht von uns lebenden Wesen; er steht uns eher an selbstständiger Lebendigkeit voran.

Inzwischen, der Mensch bildet sich nun einmal ein, Gott habe von der ganzen Welt blos ein paar Stückchen lebendig gemacht, und ist so stolz darauf, selbst zu diesen Stückchen zu gehören, daß er nun Alles daran setzt, dies Privilegium auch zu behaupten. Er fürchtet unstreitig, die zu große Concurrenz zum Leben möchte ihm schaden. Er wird also die Ansprüche auf das Leben, die für den Schatten mit Vorigem erhoben sind, nicht gelten lassen, sondern dagegen einwenden: Alles das genügt nicht. Um *leben* zu können, muß man doch vor Allem *sein*. Ein Schatten hat aber überhaupt nichts Wesenhaftes; ist ein Schein; ist nicht nur Nichts, ist weniger als Nichts.

Was kann der Schatten dagegen sagen? Nun zuvörderst dieselben oder gleichgeltende Vorwürfe dem Menschen zurückgeben. Glaubt der Mensch nicht an

das Leben seines Schatten, so kann es ihm der Schatten dadurch vergelten, daß er nicht an das Leben seines Menschen glaubt, und zwar nach gleichen und gleich guten Gründen.

Da ich selbst kein Schatten bin, weiß ich zwar nicht genau, was der Schatten von seinem Verhältniß zum Menschen denkt; inzwischen stehen ihm jedenfalls zwei Vorstellungsweisen offen.

Die eine ist die, daß er sich als Geist und den Menschen als seinen Körper ansieht; ihn blos für bestimmt hält, seiner sonst rein immateriellen Existenz eine Anknüpfung an das Irdische zu gewähren, wie wir selbst auch unsern Körper nur als Einpflanzungsmittel unserer Seele in das Irdische betrachten. Der Unterschied wäre in der That nur der, daß der Schatten als Geist *neben* seinem Körper hergeht, während unser Geist *in* seinem Körper einhergeht; an sich ist aber ein räumliches Verhältniß des Geistes zum Körper so gut möglich, als das andere. Warum soll der Geist seinen Rock nicht eben so gut neben sich hängen, als anziehen können? Und wenn *wir* blos die eine Weise der Verbindung von Geist und Leib für statthaft halten, wie wollen wir es dem Schatten verdenken, wenn er eben so blos die andere Art für statthaft hält? Sieht man, wie selbst die gewiegtesten Philosophen Körper und Geist einander scharf gegenüberstellen, so könnte man sogar auf den Gedanken kommen, daß die Schattenansicht die allein wahre wäre; wenn nur die Philosophen hier für parteilos gelten könnten. Aber offenbar sind sie selbst aus dem Schattenreiche inspirirt. Denn warum vertrügen ihre Sätze sonst so wenig scharfe Beleuchtung. Ich, der ich den Schatten gern ihr Recht lasse, aber unseres auch nicht verkürzt haben will, finde es ganz natürlich, daß die Natur in ihrem Streben, alle Möglichkeiten zu verwirklichen, beide Verhältnisse zugleich verwirklicht hat, so daß also *ein* Geist des Körpers in ihm, der andere neben ihm geht, und, damit sie sich nicht um denselben streiten, es so eingerichtet hat, daß jeder denkt, er habe den Leib allein. Man weiß ja, die Natur braucht gern ein Mittel zu vielen Zwecken. Zwar sagt die Bibel: Niemand kann zweien Herren dienen; allein mit dem Niemand meint sie: kein Geist kann zweien Herren dienen; dagegen sehen wir allerwegs dieselbe Materie sehr verschiedenen Geistern dienen. Der Mond muß uns leuchten, zugleich aber den Wesen auf dem Monde Stand und Nahrung geben. Warum soll also nicht auch unser Leib zugleich einem Geiste dienen, der in ihm, und einem, der neben ihm ist. Hat er doch auch, wie der Mond, dem einen Sitz und Nahrung zu geben, dem andern zu leuchten, zwar nicht positiv, aber negativ, d. h. ihm den nöthigen Lichtmangel zu verschaffen. Unser Leib ist so gar zweckmäßig hiezu eingerichtet, daß man nicht einsieht, warum die Natur diesen Zweck verloren gehen lassen sollte; er gienge aber verloren, wenn nicht eben der Schatten seinen Nutzen davon hätte.

Nach Allem denke ich mir, daß der Schatten sich etwa wie folgt über den Leib äußern wird.

Ohne diesen Leib könnte ich hienieden nicht bestehen; also ist er für mich da. Freilich nicht blos, um mich in diesem Jammerthale zu erhalten, sondern auch mich daran zu fesseln. Aber nicht immer hoffe ich diese schwere Masse, die sich an meine Fersen hängt, mit mir herumtragen zu müssen; nicht immer in einer Welt wandeln zu müssen, wo es mehr des Uebels, d. h. des Lichts gibt, als des Guten. Wenn ich mich nur bestrebe, hier so schwarz als möglich zu werden, so werde ich gewiß auch dereinst in ein höheres Schattenreich, ein Reich reiner Nacht aufgenommen werden, wo ich mit andern gleich guten Schatten ohne Leib und Licht selig wandeln werde. Offenbar ist es auch nur mein Leib, der mich jetzt noch hindert, den großen Urschatten im Himmel zu sehen, der mich und alle andere Schatten erzeugt hat. Wie eine Scheidewand steht mein Leib zwischen ihm und mir. Aber sie wird einst fallen.

Der Schatten irrt sich vielleicht hier in Manchem, indem er denkt, das Beste und Letzte in der Welt könne nur etwas ganz Aehnliches als er selbst sein; und wir haben vielleicht Recht, wenn wir ihn deshalb verspotten; wofür er natürlich seinerseits auch Recht hat, uns deshalb zu verspotten, daß wir das Beste und Letzte in der Welt für etwas ganz Aehnliches als uns selbst halten. Für Beide bleibt immer wahr, daß noch etwas

hinter dem Leibe steckt, was sich nicht davor sehen läßt; obwohl der Schatten in dieser Beziehung wieder besser als wir gestellt ist, die von derselben Mauer ganz und gar umschlossen sind, welche dem Schatten blos von einer Seite gegenübersteht.

Jedoch noch eine andere Vorstellung als die vorige ist für den Schatten möglich. Wir sehen in unserm schwarzen Nebenmanne einerseits unsern beständigen von uns abhängigen Begleiter, anderseits ein Widerspiel unsers positiven Wesens; in demselben Verhältnisse stehen wir nun aber auch gegenseits zu unserm Schatten. Also kann mein Schatten mich eben so für seinen Schatten, als ich ihn für meinen Schatten halten.

So viel ich an ihm zu wenig finde, wird er an mir zu viel finden; und ob Mangel oder Ueberfluß über das Rechte, kommt im Grunde auf Eins heraus. Was hat doch, wird der Schatten, indem er auf sein feines unfaßbares Wesen reflectirt, sagen, was hat doch der grobe Kloß, der mit mir läuft, mit der wahren Sphäre des Seins gemein. Er ist nur ein Excrement, was aus dem Gebiete der Wirklichkeit herausfällt, für sich überhaupt nicht existirend, ein ganz von mir abhängiges Scheinwesen, das daher auch Alles mitthun muß, was ich thue, aber freilich die Freiheit und Leichtigkeit meiner Bewegung nicht theilen, sondern nur plump nachäffen kann. Während ich mich bald rechts, bald links wende, wie mir's nach Tages- und Jahreszeit gefällt, bleibt er immer ein steifer aufrechter Stock und muß

immer genau die Stellung einnehmen, die meine und die Sonnenstellung ihm vorschreibt; wo ist da eine Spur von Freiheit und Selbstständigkeit. Verschwinde ich, verschwindet er auch, denn nie hat ein Schatten seinen Menschen länger als sich selbst wahrgenommen. Wie ist überhaupt ein positives Wesen ohne den Gegensatz gegen ein negatives denkbar; nur diesem Gegensatze verdankt es seine Scheinexistenz.

Sagt nun der Mensch: Ei, ich weiß doch recht wohl, daß ich wirklich existire, da bin ich ja; erwidert der Schatten: Nun, da bin ich ja auch. Man sieht mich, man empfindet meine Kühle. Wäre ich nicht, wie könnte man von mir sprechen. Dem Menschen will inzwischen nichts einleuchten. Natürlich, von einem Schatten kann nichts einleuchten; ich will daher meine Lampe herzubringen.

Wäre der Schatten blos Nichts, so möchte ich sein Leben nicht vertheidigen; nun aber ist er weniger als Nichts, und dies kommt ihm zu statten. Was fühlt man doch stärker, die Sattheit oder den Hunger? Kinder und Völker sind still, wenn sie das Nöthige haben, schreien aber um Alles, was ihnen fehlt; so wirkt also weniger als was sogar mehr als was. Warum soll denn nun die Natur nicht da, wo das Licht fehlt, eben so gut Lichthunger fühlen, als wir da, wo Speise, Preßfreiheit u. dergl. fehlt?

Man erwidert vielleicht: nicht die Natur, sondern der Schatten soll ja fühlen. Wenn auch die Natur

an der Schattenstelle etwas fühlte, so wäre der Schatten noch so wenig ein selber lebendes Wesen, als die Kälte, die ich am Beine fühle.

Aber was ist denn der ganze Mensch selber Andres als ein Gewebe und Gefolge von Naturgefühlen, nur losgelöst vom übrigen Grunde der Natur. Löst sich denn aber der Schatten nicht so scharf als der Mensch aus der übrigen Natur heraus? Was ist schärfer, als der Absatz des Schattens von dem umgebenden Lichte? Ist also nur Gefühl am Schatten, so fühlt er auch mindestens so selbstständig als der Mensch, weil er sich eben so selbstständig von der übrigen Natur loslöst.

Inzwischen wird der Mensch immer irgendwelche handgreifliche Unterlage für das Fühlende oder Gefühl verlangen, und das Gefühl des Schattens so lange für einen Schatten des Gefühls zu halten fortfahren, als er den Schatten selber nicht mit Händen greifen kann; denn so sehr er darauf hält, daß der Geist ein immaterielles Wesen sei und bleibe, will er doch seine Immaterialität eben in der Materialität bethätigt haben. Nun aber ist dies ja auch beim Schatten der Fall, nur daß er sich blos an die handgreifliche Oberfläche der Körper hält. Mehr wie zwei Dimensionen mag er einmal nicht. Wer also dem Loch, was der Schatten in das Licht macht, kein Gefühl zutraut, kann es wenigstens der Fläche zutrauen, über welche dies Loch hingleitet. Sie kann doch fühlen, was ihr in jedem Augenblicke fehlt. Diese Fläche wechselt freilich bestän-

dig, und der Schatten soll doch ein Individuum sein. Aber die Materie, aus der unser Körper besteht, wechselt ja auch beständig. Der Greis ist ein ganz anderer Haufe Materie als das Kind, und doch noch dasselbe Individuum. Ob nun, wie beim Menschen, nach und nach verschiedene Materie durch eine Form durchstreicht, oder wie beim Schatten eine Form nach und nach über verschiedene Materie hinstreicht, kommt im Grunde auf dasselbe heraus. Jedenfalls sehen wir an uns selbst, daß es nicht die Identität der Materie ist, an welcher die Identität des Individuums hängt; ja nicht einmal die Identität der Form, denn die Form des Greises ist doch eine ganz andere als die des Kindes; es genügt, daß die spätere Form mit der früheren durch die Zeit continuirlich zusammenhängt; das gilt aber vom Schatten des Menschen wie vom Menschen selbst.

Wozu beweisen, sagt man endlich, daß der Schatten fühlen könnte, da er nun doch einmal nicht fühlt. — Und woher weiß man das? — Nun, eben weil man nichts davon weiß, hat man es auch nicht anzunehmen. — Aber ganz eben so wird es ja wieder dem Schatten mit uns gehen. Denken, fühlen, wollen wir deshalb weniger, weil der Schatten von unserm Denken, Fühlen, Wollen nichts weiß? Wie wollen wir nun so ungerecht sein, ein solches Argument gegen den Schatten anzuwenden. Soll er etwa nicht fühlen, weil er schwarz aussieht?

Ob er freilich gerade so vielerlei denkt und fühlt,

als wir, kann ich nicht behaupten, aber das Gegentheil läßt sich auch nicht behaupten. Da viel Feines in einem Menschen vorgehen kann, was ein anderer nicht bemerkt, könnte um so mehr auch Vieles im Schatten vorgehen, was unsern Augen entginge. Jedenfalls, wenn im Schatten, wie in uns hienieden, sich das Wechselspiel von Gefühlen und Gedanken an gröbere und feinere Aenderungen des Leiblichen knüpft, so sehen wir schon genug davon, um den Schatten nicht für den Aermsten zu halten. Er wechselt ja beständig nicht nur seine Formen, sondern auch seine Tinten; immer spielen andere Schatten und Seitenlichter in ihn hinein, je nachdem er sich da oder dorthin bewegt. Was fehlt ihm also zur Bedingung eines wechselvollen Gefühls- und Gedankenlebens? Sagt man etwa, dies Spiel hat ja doch keinen Sinn? Aber was hat denn das Farbenspiel, was in unser Auge fällt, für Sinn? Alles, was sich um und an und im Schatten begiebt, fällt ja doch auch in denselben allgemeinen Naturzusammenhang, als das Farbenspiel in unserm Auge; warum soll es für den Schatten weniger Sinn haben, als wenn wir Berge, Bäume, Seen sehen?

Mit einem Worte, ich halte den Schatten für einen platten Mohren, und sehe nur Gründe für sein Leben, aber keine gegen sein Leben. Diese Betrachtung kann, wenn zu nichts anderm, doch dazu nütze werden, daß die Anzahl der überflüssigen Hunde dadurch sich vermindern wird; denn da man diese doch meist nur hält,

um ein lebendes Wesen zu haben, mit dem man spazieren gehen und eine stumme Unterhaltung führen kann; so wird man nun, da man in seinem Schatten ein solches Wesen erkennt, nicht erst nöthig haben, zu einem fremden seine Zuflucht zu nehmen, zumal da die Unterhaltung des Schattens nichts kostet und er so gut parirt als ein treuer Hund, auch sich niemals abspenstig machen läßt.

II.

Der Raum hat vier Dimensionen.

Eine vierte Dimenſion des Raums, wird man ſagen, iſt das fünfte Rad am Wagen. Nein, erwidere ich, ſie iſt vielmehr eben das vierte Rad am Wagen, ohne das er wenig nutze wäre. Der Wagen braucht ein viertes Rad, um laufen zu können; man wird ſehen, daß die vierte Dimenſion dem Raume denſelben Nutzen leiſtet.

Von vorn herein darf ich freilich nicht hoffen, die Anſicht von vier Dimenſionen des Raums bei zwei Claſſen von Perſonen durchzuſetzen, bei denen, die nichts glauben, als was ſie ſehen, und bei denen, die nichts ſehen, als was ſie glauben. Unter den erſtern verſtehe ich die Naturforſcher, die nur auf ihre Sinne bauen, unter den letztern die Philoſophen.

Die erſtern werden, um dieſen Gegenſtand gründlich zu unterſuchen, erſt ihre Stube der Länge nach hingehen, dann der Quere nach. Zwei Dimenſionen hätten wir, werden ſie ſagen. Wo iſt doch gleich die dritte? Da ſie nicht gewohnt ſind, den Blick nach dem Himmel zu richten, mit Ausnahme der Aſtronomen, die ihn freilich immer dahin richten, aber nur, um ihn im-

mer verkehrt zu sehen, fällt ihnen die dritte Dimension nicht so leicht ein, als die beiden andern, und da sie sich auch mit der Elle nicht hoch hinauf verfolgen läßt, wird ihnen die Existenz derselben vielleicht von vorn herein minder annehmbar erscheinen. Inzwischen, werden sie sagen, der Fall der Körper nöthigt, sie wenigstens als Hypothese gelten zu lassen. Etwas Höheres muß doch jeder Mensch annehmen. Also es gibt eine dritte Dimension. Aber wo wäre die vierte?

Nachdem sie sich nochmals in der Stube danach umgesehen, werden sie hinaus ins Freie gehen, um den Versuch in größerm Maßstabe zu wiederholen; sie werden geradeaus gehen, rechts gehen, in die Höhe sehen, und wieder fertig sein. Sie werden die Krystalle, die Pflanzen, die Thiere, erst mit bloßem Auge, dann mit dem Mikroskope, auf eine vierte Dimension ansehen, dann anatomirn, um inwendig danach zu suchen, dann die Regierung veranlassen, eine Nordpolexpedition danach auszuschicken, endlich Häuschen mit möglichster Vermeidung der bekannten Dimensionen erbauen lassen, um reine Beobachtungen über die unbekannte zu gewinnen. Nachdem sich alle diese Wege fruchtlos erwiesen, werden sie zufriedengestellt sagen: es gibt keine vierte Dimension, wie Manche aus ähnlichen Gründen gesagt haben: es gibt keinen Gott.

Nun, die Philosophen werden es anders machen. Statt wie die Vorigen in dem Dinge, was sie untersuchen wollen, wirklich umherzugehen und sich darin

umzusehen, werden sie vielmehr sich möglichst davon zurückziehen und davon absehen, indem sie glauben, am besten so hinter das Wesen der Dinge zu kommen, daß sie ihm den Rücken kehren, und am sichersten den Widerspruch mit der Wirklichkeit dadurch zu vermeiden, daß sie sich nicht um selbe kümmern. Sie werden demgemäß alles Messen, Wägen, Anatomiren, Observiren sorgfältig vermeiden, sich in ihren Lehnstuhl setzen und nun erwarten, daß der reine Begriff des Raums sich zu ihnen bemühe. Er kommt. Aber indem er eintreten will, hält ihn der Thürsteher an und sagt: mein Herr zählt nie über drei; was mehr ist, bleibt draußen. Der Raum, da sein Wesen einmal ist, allenthalben Platz zu finden, möchte doch auch gern im Kopfe des Philosophen Platz finden; also, gesetzt auch, er hätte vier Dimensionen, läßt die vierte draußen, und wird nun eingelassen. Der Philosoph zählt: es ist richtig, sagt er, der Begriff ist dreifaltig, Gott ist dreifaltig, der Mensch ist dreifaltig, auch der Raum ist dreifaltig. Es gibt keine Zahl in der Welt, als die Drei; die Eins selbst besteht blos aus drei Dritteln; zerfällt also auch stets wieder in solche. Die Eins gleich drei Dritteln ist gleich der zweiten Potenz der Drei, also gleich neun; neun nach demselben Schluß gleich einundachtzig; Eins also gleich jeder Potenz der Drei.

Erstaunt, wie rasch er auf diese Weise vorwärts kommt, entwickelt er von hieraus die Principien der absolut wahren, reinen, höhern Mathematik, und indem er genug

zu thun findet, Newton und Gauß zu widerlegen, welche immer steif dabei bleiben, daß Eins gleich Eins sei, vergißt er darüber Zeit und Raum so gänzlich, daß sie nichts besseres zu thun wissen, als ihn wieder zu vergessen.

Kurz, von diesen zwei Seiten wird eine vierte Dimension des Raumes schwerlich je Anerkennung finden. Mehr ließe sich von Seiten Derer hoffen, die Alles auf den praktischen Nutzen beziehen, wenn wir ihnen zeigten, was sich Alles mit einer Dimension des Raums mehr ausrichten ließe.

Wie müssen sich jetzt die Menschen drücken und wie wenig reicht das Land hin, sie bequem zu nähren. Hätten wir eine Dimension mehr, so würden sich die Felder nicht blos in die Breite strecken, sondern auch in die Höhe reichen, und aus dem Quadrate des Ertrags würde mindestens ein Cubus des Ertrags. Natürlich müßte der Himmel, der jetzt in der Richtung der dritten Dimension über uns liegt, in die der vierten verlegt werden, wo er ohnehin schon für die meisten Menschen liegt. Man brauchte nun nicht mehr weit zu gehen, auszuwandern, um Alles, was man brauchte und wünschte, zu suchen, Brot, Geld, Glück, Freiheit, Gleichheit; sondern Alles könnte man in der neuen vierten Dimension suchen, die natürlich dann eben so gleich über Jedes Kopfe angehen würde, als jetzt die dritte. Alle jetzigen Luftschlösser würden sich dann in wirkliche Schlösser verwandeln, und immer würde es noch erlaubt sein,

neue Luftschlösser in den höhern Regionen der vierten Dimension zu bauen, da manche Menschen doch einmal nicht anders als in Luftschlössern leben können.

Ich sehe in der That nicht ein, warum das Volk, dem man von dieser vierten Dimension so oft unter andern Namen erzählt hat, auf einmal aufhören sollte, daran zu glauben, wenn man nun einmal die Sache beim rechten Namen nennt. Der Nutzen der vierten Dimension ist so groß und einleuchtend, daß gar kein Grund ist, warum man sich zur Annahme derselben nicht eben so gut entschließen sollte, als zur Annahme von so manchem Andern, was bei weitem weniger versprach und doch blos wegen dessen, was es versprach, geglaubt wurde. Wo wir die vierte Dimension herbekommen sollen, ist eine Sache für sich und vermindert nicht im mindesten den Nutzen, den man sich und Anderen davon versprechen darf. Das Bequemste wird jedenfalls sein, sie aus den alten drei Dimensionen selbst zu machen; denn im Grunde, da mit der vierten Dimension der Segen erst angeht, ist es am besten, die alten drei schon abgebrauchten ganz abzuschaffen. Auch hat eine einzige Dimension praktisch große Vortheile. Man braucht sich da nicht umzusehen, sondern läuft immer auf Ein Ziel los. Ist nur erst ein Anstoß gegeben, so muß Alles in der Richtung des gemeinsamen Fortschritts fort, und Niemand kann sich mehr träg zur Seite stellen. Die allgemeine Freiheit ist dabei auf das Einfachste erreicht; denn Jeder kann thun was er will, da er nur Eins

wollen kann, der einzigen Richtung folgen, die es gibt. Die allgemeine Gleichheit ist zugleich da, denn es gibt jetzt keinen Unterschied mehr von Dick und Dünn, da Alles möglichst dünn ist. Unstreitig werden alle Freunde des Fortschritts, der Freiheit und Gleichheit in dieser Welt von Einer Dimension ihr Ideal wiedererkennen.

Inzwischen dürfte es Andere geben, denen die alten drei Dimensionen mit ihrer behaglichen Breite und Dicke trotz aller darin vorkommenden Mangelhaftigkeiten, ja sogar um derselben willen, doch lieber sein werden, als die neue Dimension des reinen Fortschritts zum Bessern. Selbst den Umstand, daß sie bei den drei Dimensionen Platz haben, den Männern jenes unbedingten Fortschritts aus dem Wege zu gehen, werden sie nicht gering anschlagen. Vor Allem aber wird sie in Schrecken die Betrachtung setzen, wo denn in der Welt von Einer Dimension ihr Bauch Platz finden soll, und wie dünn erst die Würste sein müssen, wenn das ganze Schwein nur die Dicke einer mathematischen Linie hat. Auch wird es sie wenig trösten, wenn man ihnen sagt, daß in der Welt des Fortschritts überhaupt weder Zeit noch Ruhe zum Essen sei, also es zu einem dicken Bauche ohnehin nicht kommen könne. Bringe ich aber solchen mit Belassung ihrer drei Dimensionen noch eine vierte dazu, so dürften sie abermals bedenkliche Gesichter machen. Es ist doch immer etwas Neues, werden sie sagen, und wovon das Ende nicht abzusehen. Bleiben wir bei unsern guten alten drei Dimensionen, in denen wir

geboren und erzogen sind; es gibt ohnehin des Neuen täglich zu viel. Indeß hoffe ich, diese durch das Versprechen zu gewinnen, ihnen aus der neuen Dimension die alten Zöpfe wiederherzustellen, die in der französischen Revolution zugleich mit den Köpfen abgeschnitten wurden; um die Köpfe wird es ihnen doch weniger zu thun sein. Auch erinnere ich sie an die Vortheile eines Magens von vier Dimensionen. So denke ich diese würdige Classe ganz auf meine Seite zu bekommen. Die Männer des Fortschritts aber lassen wir laufen.

Wen ich in Wahrheit bedaure, sofern zu den drei Dimensionen noch eine vierte kommen sollte, sind die Schüler, die schon jetzt erschrecken, wenn sie von der Ebene der Planimetrie auf den Berg der Stereometrie steigen sollen; nur steht ihnen sogar noch eine Geometrie von vier Dimensionen, ein Pelion auf dem Ossa, bevor. Was werden das für perspectivische Zeichnungen sein müssen, wenn es gelten wird, zu beweisen, daß das Prisma von vier Dimensionen sich in vier Pyramiden gleichen Inhalts zerlegen lasse. Tüchtigen Geometern aber, welche schon alle Winkel und Ecken zwischen den alten Dimensionen ausgekrochen sind, wird es wie ein neuer Imbiß schmecken, wenn man ihnen einmal mit ganz neuen Ecken zu thun gibt, nachdem ihnen der alte Zuckerkant schal geworden. Nun, sie mögen immerhin ihre sphärische Trigonometrie für die Sphäre von vier Dimensionen bereit halten, denn jetzt werde ich die vierte Dimension gleich bringen.

Die Art, wie ich dem Raume zu einer vierten Dimension zu verhelfen suchen will, ist allerdings eigen; nämlich dadurch, daß ich ihm anfangs von seinen dreien eine nehme.

Man denke sich ein kleines buntes Männchen, das in der camera obscura auf dem Papiere herumläuft; da hat man ein Wesen, was in zwei Dimensionen existirt. Was hindert, ein solches Wesen lebendig zu denken. Haben wir doch früher gesehen, daß sich selbst ein Schattenmann lebendig denken läßt. Daß er es ist, wollen wir hier nicht noch einmal behaupten; es ist genug, es einmal gethan zu haben; aber denken kann man sich's doch. Nun, in sofern alles Sehen, Hören, Dichten und Trachten eines blos in zwei Dimensionen existirenden Wesens auch blos in diesen zwei Dimensionen beschlossen wäre, so würde es natürlich eben so wenig etwas von einer dritten Dimension wissen können, als wir, die wir nur in drei Dimensionen leben, von einer vierten. Das experimentirende Schatten- oder Farbenmännchen würde eben so auf seiner Fläche herumlaufen und vergebens nach der dritten Dimension suchen, eben so vergebens Mikroskope und Fernröhre danach aufspannen, als unser Naturforscher nach der vierten; es kann doch mit dem Blicke sich nicht über die Fläche erheben, sondern nur in der Richtung der Fläche fortblicken. Und das philosophirende Schattenmännchen würde, da seine Begriffe sich unstreitig im Zusammenhange mit seinen Anschauungen bilden würden,

eben so wenig über die Zwei als unser Philosoph über die Drei hinauskommen können. Beide würden es also unmöglich halten, daß eine dritte Dimension existirt, daß sich durch einen Punkt mehr als zwei auf einander rechtwinklige Gerade ziehen lassen. Sie wüßten absolut nicht, wo sie die dritte anbringen sollten. Und doch existirt diese dritte Dimension. Sie existirt für uns, die selbst eben in drei Dimensionen leben.

Wir sind nur Farben- oder Schattenmännchen in drei Dimensionen statt in zweien. Da wir sehen, daß bei der Zwei kein Aufhören ist, außer für Wesen, die selbst in der Zwei aufhören, ist nicht abzusehen, warum in der Drei ein Aufhören sein sollte, außer für Wesen, die eben auch selbst in der Drei aufhören. Soll etwa die Welt nicht über Drei zählen können? Es ist auch nicht der allergeringste Grund da, warum sie bei Drei aufhören sollte; und so schließe ich nach dem Gesetze des zureichenden Grundes, daß sie wirklich nicht dabei aufhört.

Man überlege doch: sieht denn die dritte Dimension um ein Haar anders aus, als die zweite und erste? Wenn aber keine größere Kunst dazu gehörte, die dritte als die zweite und erste zu schaffen, so wird auch keine größere Kunst dazu gehören, die vierte und fünfte als die dritte und zweite zu schaffen. Wo hört die Natur sonst auf, einen Anfang fortzusetzen, außer wenn ihr die Kraft gebricht. Aber die dritte Dimension ist noch nicht kürzer, als die beiden andern. Man sieht,

wenn wir nur erst die vierte Dimension haben, so haben wir auch sofort die fünfte, sechste, siebente, bis zur unendlichsten Dimension; wir können in Dimensionen wahrhaft schwelgen, sie wie Stecknadeln fabriciren, ihr Sparrwerk ausbauen, so weit wir wollen. Sonst dünkte uns eine Dimension eine absonderliche Sache; nun werden die Dimensionen spottwohlfeil werden, und wenn man in ganz Baiern zu jeder Hopfenstange, und in Oesterreich zu jedem Schlagbaum, und in Rußland zu jedem Knutenstrick eine neue Dimension verwendete; es würde nicht an Stoff zu eben so viel neuen fehlen.

Die Philosophen freilich werden sagen: wir Philosophen sind das Gehirn der Welt; geht in unserm Kopfe, dem Höchsten von Allem, nichts über die Drei, so ist damit schon hinreichend bewiesen, daß in der Welt überhaupt nichts über die Drei geht. Ich halte aber die Welt für eine große Henne, von der die Philosophie sammt allen Philosophen nur ein Windei ist. Nun will bekanntlich das Ei immer klüger sein, als die Henne; weil aber die Henne doch gewiß klüger ist, als das Ei, so liegt eben darin, daß das Ei nur bis drei zählen kann, der beste Beweis, daß die Henne noch weiter zählen kann.

Inzwischen auch wer kein Philosoph ist, wird vielleicht sagen: die Drei ist immer eine hübsche runde Zahl, es wäre doch möglich, daß der Raum das Sprichwort: aller guten Dinge müssen drei sein, in seiner Jugend gelernt und daher, als er es bis zur dritten

Dimension gebracht, den rohen Trieb, weiter zu gehen, gezähmt hätte, dem Menschen zum guten Beispiel, der sich auch selbst zähmen soll.

Aber das ist eine Cirkelbetrachtung: denn im Raume von vier Dimensionen wird das Sprichwort natürlich heißen: aller guten Dinge müssen vier sein, und im Raume von fünf Dimensionen: aller guten Dinge müssen fünf sein. Uebrigens wollen wir genügsam sein, und uns vorläufig blos an die vierte Dimension halten, die wir so gut wie in der Hand haben, und die zehn oder hundert auf dem Dache dafür fliegen lassen.

Kann man mich nun nicht widerlegen, so wird man sagen: es bedarf keiner Widerlegung; die Beweise mit dem Schatten- und Scheinmännchen sind Schatten- und Scheinbeweise; zeige uns nur $^1/_{100}$ Linie von der vierten Dimension und wir wollen dir hundert Meilen, oder so viel du willst, zugeben.

Nun, daß der Mensch die Katze nicht ganz im Sacke kaufen, sondern wenigstens ein Endchen ihres Schwanzes sehen will, ist billig; obschon ich den Philosophen wohl entgegnen könnte: eine Katze im Sack sei immer noch besser, als der Sack ohne Katze, den sie den Leuten verkaufen wollen, und den Naturforschern, es sei doch besser, die Katze im Sacke zu nehmen, weil, wenn wir sie herauslassen wollten, sie wahrscheinlich entwischen würde.

Jedoch, um mein Möglichstes zu thun, sehe ich wieder bei dem Farbenmännchen in zwei Dimensionen

nach; weiß ich erst in zwei Dimensionen die dritte zu packen, so muß es ja dann um so leichter sein, in dreien die vierte zu packen. Auch ist dies nur eine besondere Anwendung der von jeher mit Frucht angewandten Methode, das, was man in drei Dimensionen nicht realiter finden kann, in zwei Dimensionen, d. h. auf dem Papier zu suchen und zu finden. Und siehe da, es gelingt.

Zur Sache: ich nehme die Fläche, worin mein Scheinmännchen sich befindet, und führe sie durch die dritte Dimension hindurch, so erfährt das Scheinmännchen Alles, was in dieser dritten Dimension ist; es wird sogar, indem es in andere Lichträume kommt, wo sich die Strahlen anders ordnen und färben, selbst sich hiermit ändern und vielleicht zu Ende des Weges bleich und runzlig aussehen, während es zu Anfange des Weges roth und glatt aussahe. Freilich hat das Männchen niemals ein Stück der dritten Dimension auf einmal und glaubt also in jedem Augenblicke immer noch blos in seinen zwei Dimensionen zu sein; es faßt von der ganzen Bewegung blos das zeitliche Element und die vor sich gehende Aenderung auf. Aber factisch durchmißt es doch die dritte Dimension und Alles, was darin ist. Demgemäß sagt das Männchen: es gibt eine Zeit und in der Zeit ändert sich Alles, auch ich selbst.

Nun, wir sagen auch: es gibt eine Zeit und in der Zeit ändert sich Alles, auch wir selbst. Was liegt dem also zu Grunde? Die Bewegung unsers Raums von drei Dimensionen durch die vierte, von welcher

Bewegung wir aber auch nur das zeitliche Element und die Veränderung, welche erfolgt, wahrnehmen.

Nichts ist auch im Grunde einfacher und natürlicher: unsere Welt von drei Dimensionen ist eine ungeheure Kugel, die in eine Menge einzelner Kugeln zerfällt. Jede von diesen läuft; also wird die große Urkugel wohl auch laufen; aber wo sollte sie hinlaufen, wenn es nicht eine vierte Dimension gäbe? Indem sie aber selbst durch diese vierte Dimension läuft, laufen natürlich auch alle Kugeln in ihr, und Alles, was auf diesen Kugeln lebt und webt, durch die vierte Dimension mit durch.

Dies eröffnet uns den Weg zu schönen Betrachtungen:

Eigentlich ist Alles, was wir erleben werden, schon da, und was wir erlebt haben, ist noch da; unsere Fläche von drei Dimensionen, denn es hindert jetzt nichts, von einer solchen in Bezug zum Körperraum von vier Dimensionen zu sprechen, ist nur durch jenes schon durch und durch dieses noch nicht durch. Wenn also z. B. der Mensch zu Anfange Kind, zu Ende Greis, in der Mitte Mann ist, hat man sich vorzustellen, es erstrecke sich in die Richtung der vierten Dimension ein langer Balken hinein, der zu Anfange als Kind, zu Ende als Greis, in der Mitte als Mann gestaltet ist, von welchem Balken die drei Dimensionen im Fortschreiten immer so viel abschneiden, als in jedem Augenblicke in sie geht; das gibt dann den Menschen, der in diesem Augenblicke lebt. Um sich das recht zu verdeutlichen, denke man daran, wie die kleinen niedlichen

Mosaiks in Italien verfertigt werden, die zur Zierath an Busennadeln, Ringen u. s. w. dienen. Man kittet zuerst lange gefärbte Stifte in angemessener Ordnung an einander und zerschneidet die so erhaltenen Stangen in Querscheiben, wodurch man aus einer Stange mühelos eine Menge gleichbeschaffener Mosaiks erhält. In ähnlicher Weise wird von der Lebensstange des Menschen in jedem Augenblicke durch die fortschreitende Schnittfläche der drei Dimensionen ein neuer Mensch abgeschnitten, und der Unterschied besteht nur in den beiden Umständen, daß bei der italienischen Mosaik die Schnittfläche blos zwei, hier drei Dimensionen hat, und daß der Mensch jedes folgenden Schnitts hier ein wenig anders ausfällt, als der des frühern, während die Figur in den italienischen Mosaiks sich immer genau wiederholt. Inzwischen würde nichts hindern, auch bei diesen im ersten Schnitt die Figur eines Kindes, im letzten die eines Greises zu bekommen, wenn man statt gleichförmig fortlaufender Stifte solche, die sich im Laufe ihrer Länge geeignet änderten, anwendete.

Das Vorige verspricht praktisch sehr nützliche Folgen, sofern man nur ein Mittel entdeckte, den Lebensbalken des Menschen so umzulegen, daß man dessen einmal ganz in unsern drei Dimensionen habhaft würde; dann könnte man ein ganzes Heer von Soldaten aus einem einzigen Menschen schneiden und würde nun durch das ganze Heer nicht blos uniforme Röcke, sondern auch uniforme Gesichter, das letzte blos etwas älter als das

erste, haben, und beobachtete man überdies die Klugheit, den Stangensoldaten schon vor dem Zerschneiden einzuexerciren, so würde man nach dem Zerschneiden auch sofort ein ganz gleichförmig einexercirtes Heer haben, wobei übrigens nichts hinderte, die Officiere eben so aus einer besondern Stange zu schneiden, als das jetzt schon geschieht. Freilich würde jeder Soldat dann nur kurze Zeit leben, weil er blos noch mit einem Bruchtheile der ganzen Lebenslänge eines Menschen in die Zeitdimension hineinragen könnte; aber was thut das bei Soldaten, die ohnehin nur da sind, todtgeschossen zu werden, um neuen Menschen Platz zu machen; sie würden ihren Zweck um so schneller erfüllen.

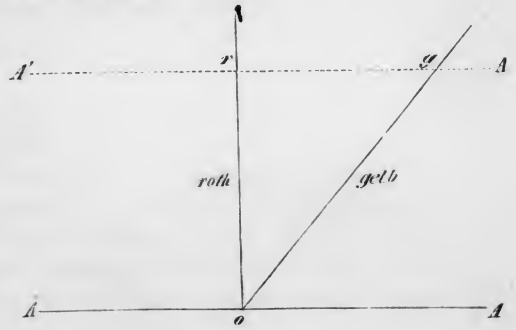
Eine gleich wichtige Anwendung dieser Erfindung des Umlegens würde darin bestehen, daß uns die ganze Buchdruckerkunst hiemit erspart wäre.

Jedes Buch, was ein Autor schreibt, verlängert sich nämlich auch balkenförmig in die vierte Dimension hinein, da es ja doch nicht gleich, wenn es der Autor geschrieben hat, von der Erde verschwindet. Legen wir nun diesen Balken wieder um, so können wir beliebig viele Exemplare daraus schneiden, die überdies alle das Verdienst der Originalhandschrift des Verfassers haben. Freilich wird jedes dieser Exemplare wieder nur kurze Zeit dauern; aber was thut das bei Büchern, die ohnehin nur da sind, um neue Bücher danach zu schreiben; sie würden ihren Zweck, diesen Platz zu machen, nur um so schneller erfüllen.

Ich würde demgemäß empfehlen, eine Preisaufgabe in Bezug auf diesen Gegenstand zu stellen. Freilich würde sie Niemand lösen, aber was thut das bei Preisaufgaben, die ohnehin nicht da sind, gelöst, sondern nur gestellt zu werden, um neuen Platz zu machen.

Nun kommt aber noch etwas Merkwürdigeres: nämlich, daß wir mit der Bewegung der Fläche von drei Dimensionen durch die vierte uns selbst alle eigne Bewegung ersparen. Es gibt dann gar keine Bewegung mehr in dieser Welt. Um diesen schönen Satz, und hiemit die ewige Ruhe, wonach ja stets das Trachten aller Frommen gegangen, zu gewinnen, wird man sich freilich eine geistige Motion vorher gefallen lassen müssen.

Auf der Mitte eines weißen Papiers AA stehe ein rother und ein gelber Lichtstral, oder lieber gleich Lichtbalken auf, der rothe senkrecht, der gelbe schief gegen das Papier gerichtet,



so werden beide Balken da, wo sie zusammen auf dem Papier stehen, in 0, einen Orangefleck hervorbringen, als Zusammenfluß eines rothen und gelben Flecks, von da an sich aber trennen. Nun bewege sich das Papier senkrecht gegen den rothen Balken fort, so daß es z. B. bis in die Lage A' A' kommt, so wird ein rother Fleck r fortgehends in der Mitte des Papiers zu ruhen scheinen, obschon das Papier im Fortschritt immer neue Stellen des rothen Balkens schneidet; ein gelber Fleck g aber sich immer mehr vom rothen Fleck, mit dem er erst zusammenfiel, entfernen, immer seitlicher zu liegen kommen, kurz sich über das Papier hinwegzubewegen scheinen, ungeachtet doch der ganze gelbe Balken eben so steif und fest vor dem Papier stehen bleibt, als der rothe. Es liegt Alles an der Schiefe des gelben Balkens und der simpeln Bewegung des Papiers. Je schiefer der gelbe Balken gegen das Papier gerichtet ist, desto weiter wird sich bei einer gegebenen Fortbewegung des Papiers der gelbe Fleck vom rothen entfernen, desto rascher also seine eigene Bewegung erscheinen.

Natürlich, wenn sich etwas in unsern drei Dimensionen zu bewegen scheint, rührt dies nun auch blos daher, daß der Balken, den es in den Raum der Vier hinauserstreckt, schief gegen die drei Dimensionen gerichtet ist, und daher beim Fortgange der Fläche von drei Dimensionen diese immer an anderen Stellen schneidet. Je schiefer, um so schneller scheint die Bewegung.

Ist die Bewegung krummlinig, so rührt das blos von einer krummen Gestalt des Balkens her.

Dies führt nun zu neuen fruchtbaren Betrachtungen. Zuvörderst sieht man, daß der Mathematiker jetzt gar keine Ursache mehr hat, sich über den Zuwachs der Arbeit, den ihm die vierte Dimension macht, zu beschweren, da ihm dafür die ganze Bewegungslehre erspart ist. Alles steht wie es steht, und den Urgang der Welt hat er nicht nöthig zu berechnen, dieser geht immer seinen Strich fort. Um die Gestalten des Raums mit vier Dimensionen zu berechnen, hat er blos nöthig, seine Variable t als vierte Raumcoordinate zu betrachten. Der Naturforscher andrerseits gewinnt schöne neue Naturansichten. Um nur eins flüchtig zu erwähnen. Sehen wir einen Planeten im Kreise herumlaufen, so rührt dies blos daher, daß der Planet sich spiral- oder korkzieherförmig in den Raum von Vieren hineinerstreckt. Indem nun die Fläche von Dreien, worin sich der Planet in jedem Augenblick befindet, durch diesen Spiralbalken eben so durchschreitet, wie vorhin die Fläche von Zweien durch den Lichtbalken; sieht es freilich so aus, als liefe der Planet in ihr im Kreise. Es erhellt also, daß das Weltall eigentlich nur als ein großes Gewächs mit Spiralfasern zu betrachten, und die ganze Astronomie nur ein mikroskopischer Theil der Botanik ist.

Am wichtigsten aber sind die Folgerungen für das Praktische. Nun erst wird der Mensch recht deutlich

erkennen, wie er mit all' seinem Aeschern und Laufen gar nichts gewinnt; er kommt doch im Grunde nicht vom Flecke; daher auch schon in der Bibel steht, zum Laufen hilft nicht schnell sein. Er gewinnt weiter nichts damit, als daß er etwas schiefer wird, und ein Mensch, der krumme Wege geht, macht sich blos dadurch zu einer Schraube. Alle Sorge ist jetzt dem Menschen erspart. Alles Brot ist dem Menschen schon gebacken, was er essen wird, er braucht nicht einmal den Mund aufzumachen, es zu essen, er findet ihn schon aufgemacht vor, wenn der Weltlauf ihn bis zur betreffenden Stelle geführt hat, und ein Stück weiter auch wieder zugemacht. Die Brausche, die sich Jemand schlagen wird, ist eigentlich schon vorn an seiner Balkenverlängerung geschlagen, und ein Stück weiter auch schon wieder geheilt; dazwischen liegt das Pflaster. Das Geld, was Jemand einnehmen wird, liegt schon aufgezählt da, und wird nur im Durchstreichen der drei Dimensionen eingestrichen, und wenn der Jude jetzt um eines Pfennigs willen von Haus zu Haus rennt, er kann sicher sein, daß, wenn dieser Pfennig nicht schon vorn in seinem Beutel liegt, alles Rennen und Laufen ihn nur nebenweg führen wird. Kurz, der Mensch kann künftig das bequemste Leben von der Welt führen; er kommt immer dahin, wo er kommen muß.

Nun bleibt blos noch die Frage zu lösen übrig, wo es doch mit der ganzen Bewegung in Richtung der vierten Dimension hinaus will. Man kann darüber

zwei Hypotheſen aufſtellen, nach deren einer wir auf dem natürlichſten Wege zur Erfüllung alles Deſſen geführt werden, was der Menſch je von der Zukunft gehofft hat, nämlich zu einer allgemeinen Auferſtehung der Todten, einer Verjüngung unſers Leibes, dem Paradieſe und der Rückkehr in Gott, wobei die Juden unterwegs alle in Abrahams Schoos gelangen, zu einem Leben mit einer total neuen Weiſe des Seins, welches in jeder Hinſicht als die Ergänzung des jetzigen betrachtet werden kann und worin die gerechteſte Vergeltung Statt hat, die ſich überhaupt denken läßt. Was kann man eigentlich noch mehr wollen? Indeß beſorge ich doch, daß der Menſch nach ſeiner gewöhnlichen unbeſcheidenen Weiſe, wenn er erſt das ganz ſicher vor Augen ſehen wird, was er bisher blos wünſchte oder zweifelhaft hoffte, anfangen wird, noch mehr oder gar etwas Anderes zu wünſchen, daher es immer gut iſt, noch die andere Hypotheſe zur Befriedigung ſelbſt dieſer Unbeſcheidenen bereit zu haben. Jeder ſehe nun ſelbſt zu.

Zunächſt mache ich darauf aufmerkſam, daß faſt alle Bewegungen in der Natur hin- und hergehend ſind. Das Pendel ſchwingt hin und wieder, die Saite ſchwingt hin und wieder, der Aether im Lichte ſchwingt hin und wieder; der Menſch läuft auch hin und wieder; ja jedes Bein für ſich ſchwingt dabei hin und wieder. Es erſcheint alſo von vorn herein mehr als wahrſcheinlich, daß auch die Bewegung der Welt von einer gewiſſen

Zeit an wieder rückläufig werden wird, ſo daß Alles, was ſchon geſchehen iſt, noch einmal in umgekehrter Richtung geſchehen wird; da zumal man ſonſt der Natur den Vorwurf zu machen hätte, daß ſie nur eine einſeitige Richtung verfolge, während ihr doch zwei zu Gebote ſtehen. Jedes Rad, was vorwärts rollt, kann doch auch rückwärts rollen, und es iſt wunderlich, da man ſtets vom Rad der Zeit geſprochen, daß man nie an dieſe Rückwärtsbewegung gedacht hat.

Geſetzt nun, eine ſolche begönne von einem gewiſſen Zeitpunkte an einzutreten, ſo leuchtet ein, daß alle Gräber ſich aufthun und alle Menſchen, die je geſtorben ſind, wieder auferſtehen werden, und wenn Jemandes Knochen noch ſo weit zerſtreut liegen, ſie werden ſich wieder zu einem lebendigen Leibe zuſammen finden; Jeder wird von Tage zu Tage jünger werden; es wird gar kein Altern mehr geben, ſondern das ganze Leben in Verjüngung beſtehen; endlich wird Jeder in ſeinen Mutterleib zurückkehren, mit der Mutter wird es desgleichen gehen und ſo wird immer weiter zurück jedes Aelternpaar ſeine Kinder und Enkel wieder einſammeln, die Juden alſo auch alle richtig wieder in Abrahams Schoos gelangen, bis endlich die ganze Ausſaat der Menſchheit ſich in Adam und Eva wie in zwei Säcken wieder beiſammen finden und ins Paradies wieder zurückgebracht ſein wird, worauf auch Eva wieder in Adam einkriechen und ſich in eine Rippe Adams verwandeln, Adam aber von Gott ergriffen und zu einem

Erdenklos zusammengeballt werden wird; wonach dann Gott noch die ganze Erde und Meer, und Sonne und Sterne in seine Einheit aufnehmen wird.

Im Laufe dieser rückgängigen Weltordnung wird nun Jeder dasselbe, was er jetzt Andern geleistet, von diesen wieder empfangen. Der Schuhmacher wird von mir genau dieselben Schuhe wieder empfangen, die er mir jetzt liefert, und ich werde von ihm dasselbe Geld wieder empfangen, was ich ihm jetzt bezahle; der Ochse wird vom Schuhmacher das Leder wieder empfangen, was er ihm geliefert, und der Mensch vom Ochsen das Futter, was er an ihn gewandt; der Acker wird vom Menschen das Getreide zurückbekommen, was dieser von ihm abgemäht, und der Mensch vom Acker den Saamen und Dünger, den er darauf gebracht. Kurz, Keiner wird sagen können, daß er um ein Haar mehr oder weniger, oder Besseres oder Schlechteres erhalte, als er geleistet, da er ja eben genau dasselbe wiedererhält; was unstreitig dem Begriff der Gerechtigkeit in vollkommenster Weise entspricht.

Hiemit wäre alles Versprochene und Gehoffte vollständig erfüllt. Indeß wie gesagt, der Mensch wird nicht zufrieden sein, und nun die vollkommene Gerechtigkeit ihm zu Theil werden soll, nach der Jedem genau mit dem Maße gemessen wird, mit dem er selbst gemessen, sie vielmehr darin suchen, daß ihm mit einem größern und bessern Maße gemessen werde, er etwas Mehres und Besseres bekommt, als er verdient hat;

und da ich selbst zu diesen unbescheidenen Seelen gehöre; so überlasse ich die vorige Hypothese den Männern, die schon jetzt das Rad der Zeit rückwärts laufen lassen wollen, und halte mich an die andere Hypothese, die von einer unendlichen Progression, indem ich die einseitige Richtung, welcher die Welt dadurch anheim fällt, damit entschuldige, daß es doch eben die Richtung vom Schlechtern zum Bessern sei. Sehe ich doch schon jetzt hinter jedem Wesen eine Peitsche, die dasselbe, mag es wollen oder nicht, in dieser Richtung forttreibt, oder, ist es noch nicht darin, in dieselbe hineintreibt. Also mag auch wohl die ganze Welt selber mit ihren vier Dimensionen nichts anders sein, als ein großes vierbeiniges Geschöpf, das hinten von einer solchen Peitsche fortgetrieben wird, während vorn der Futtertrog der ewigen Seligkeit steht, an dem sie, wenn sie müde ist, endlich einmal behaglich ausruhen und sich gütlich thun wird; worauf der große Fuhrmann die Peitsche abermals erheben und sie wieder ein Stück vorwärts treiben wird, zu einer Krippe, die noch voller von ewiger Seligkeit ist.

Nun sieht man leicht ein, was man verlieren würde, wenn man diesem Thiere von seinen vier Beinen eins abschneiden wollte, zugleich aber wird man begreifen, warum man das vierte Bein bisher übersehen hat. Weil nämlich das Thier dies Bein stets zum Fortschritt aufgehoben hält, denken wir auf der Erde stehende Wesen, es sei überhaupt blos dreibeinig, und

erblicken, wenn wir einmal aufwärts sehen, in dem erhobenen Bein blos einen Fingerzeig nach oben, während doch diese Erhebung ganz wesentlich dazu dienen soll, daß es auch unten damit weiter gehe.

III.

Es gibt Hexerei.

Die Menschen haben von jeher bedeutungsvolle Träume und Ahnungen gehabt; aber kein aufgeklärter Mann wird daran glauben, weil ein Aufgeklärter nie selbst bedeutungsvolle Träume und Ahnungen haben wird, höchstens Alpdrücken. Das hängt einmal mit der Constitution zusammen. Daher geben auch die Aufgeklärten das Alpdrücken zu, weil ihnen dies das Zugeständniß selbst abdrückt; aber ehe denn wird ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen, als eine Ahnung durch einen aufgeklärten Kopf, wenn schon das Hohle darin viel größer ist. Sollte auch die ganze Stadt Träume und Ahnungen haben, so wird ja eben damit bewiesen, daß dieselben ein Vorurtheil der Menge sind.

Man darf inzwischen nicht glauben, daß der Glaube hiebei im Ganzen zu kurz komme. Wenn nicht bei den Aufgeklärten eine so große Ersparniß an Glauben gemacht würde; woher sollte der große Glaubenssegen an andern Orten kommen? Wir sehen hier nur die gewöhnliche schöne Einrichtung der Weltordnung, das Pfund von einer Stelle, wo es doch nicht wuchern

würde, ganz wegzunehmen und an eine andere zu verlegen, wo es um so besser wuchert. Man sollte daher die Versammlungen der Aufgeklärten nicht verbieten, weil das eigentlich nur Veranstaltungen sind, gewisse Orte und Personen ganz des Glaubens zu entledigen, um ihn an andern Orten mit größerm Nutzen zu verwenden, z. B. zu Erlangung guter Aemter und Stellen. Daß der Glaube hiebei aus den eigentlichen Glaubensgebieten durch die, welche ihn möglichst zu pflegen haben, so viel wie möglich fortgeschafft wird, ist nicht anders zu fassen, als wir ja auch den Wein aus den eigentlichen Weingegenden durch die, welche ihn daselbst zu bauen haben, ausführen und Anderes dafür einführen sehen, was eigentlich anderwärts seinen Boden hat. Am besten trinkt man doch den Wein da, wo es zu kalt ist, als daß er von selbst wachsen könnte, und genießt man das Eis da, wo es zu warm ist, als daß es von selbst frieren könnte. In der That sieht man offenbar dies Princip befolgt, indem man den Glauben in großen Massen aus dem Gebiete der Religion in das Gebiet der Naturwissenschaften übergeführt sieht, wo er die mächtigste treibende, wärmende und belebende Kraft äußert, und dafür aus dem Gebiete der Naturwissenschaften in das Gebiet der Religion das verständige nüchterne Wissen, was daselbst die schönste abkühlende Wirkung äußert.

Zunächst sind es die Physiker, welche das Wissen in den Naturwissenschaften anbauen. Von diesen neh-

men es dann die Lichtfreunde in Empfang, um es dem Volke für seinen alten Glauben zu verkaufen. Und, Dank ihren Bemühungen, es wird jetzt wenig gemeine Leute geben, welche der Bibel nicht ihre groben Irrthümer im Betreff der Schöpfungsgeschichte und des Sonnenlaufs nachzuweisen vermöchten, und nicht ihre kindische Ehrfurcht vor einem Buche ganz abgelegt hätten, das statt den Menschen zurechtweisen zu können, auf allen Seiten Zurechtweisung vom Menschen annehmen muß.

Von der andern Seite sind die Aerzte bestimmt, den in der Religion zu viel gewordenen Glauben in die Naturwissenschaften einzuführen und darin zu pflegen. Ein großer Theil des Glaubens, der früher im Gebiete der Religion zu finden war, ist jetzt offenbar auf das Gebiet der Homöopathie gewandert, wo jede Portion Glauben mit einer entsprechenden Portion Vernunft willig bezahlt wird. Hier verrichtet nun der Glaube ohne alle Materie die Wunderkuren, die man von jeher für seine Sache gehalten. Es versteht sich von selbst, daß dafür die Religion mit ihren Wundern bezahlen muß. Die Vernunft besteigt die Kanzel, schüttelt die Bibel mit Kraft, daß alle Wunder wie Staub und Motten herausfliegen und hält nun zum Bibeltext die pharmaceutischen Vorlesungen, die der Homöopath nicht mehr braucht, indem sie den Leuten beweist, daß Christus Wasser in Wein verwandelt habe, sei nur so zu erklären, daß zugleich eben so viel Wein

in Wasser verwandelt worden, oder, was auf dasselbe herauskomme, eins mit dem andern ausgetauscht worden sei. Als Beweis dieses Wassers, in das sich Christi Wein verwandelt hat, dient eben die Predigt, womit begossen die Leute nach Hause gehen.

Ich würde indeß den andern Aerzten Unrecht thun, wenn ich die Homöopathen für die alleinigen Beförderer des Glaubens in den Naturwissenschaften erklären wollte. Wenn, wie Manche meinen, die ganze Frömmigkeit wirklich am Glauben hängt, so kann ein Frommer in der That nichts Besseres thun, als ein System der Medicin andächtig durchlesen, oder statt eines Liedes ein Recept absingen; man glaubt nicht, wie viel hierin von Glauben steckt; oder, um seinen Glauben auch werkthätig zu beweisen, sich ins Bett legen und Medicin nehmen; die Apothekerbüchsen sind wahre Einmachebüchsen des Glaubens und noch dazu eines solchen, der wohl schon mehr zur Seligkeit gefördert hat, als jeder andere Glaube.

Zur nähern Einleitung meines Gegenstands habe ich die Verdienste einiger neuern Aerzte um die Förderung des Glaubens noch besonders zu erwähnen.

Die Vernunft hatte im vorigen Jahrhundert den Glauben ganz zum Kopfe herausgejagt; da nun der Glaube blind ist, aber mittelst des Magnetismus eben so sehen kann, wie die Vernunft mittelst des Lichts, zog derselbe einem großen Magnete nach, den der Arzt Mesmer gerade an den Bauch gelegt hatte, und

quartierte sich dort in den Magen ein, der hierüber alsbald Essen und Trinken vergaß und blos noch weissagen wollte. So lange nun der Mensch satt war, erfreute er sich daran, und fing schon an zu hoffen, daß er sich künftig Schulen, Universitäten, Sternwarten und seinen Kopf selbst, durch den Magen und Magnetismus ganz ersparen könnte; aber da er hungrig ward, und essen wollte, fragte ihn der liebe Gott, ob er den Magen lieber zum Essen oder zum Weissagen haben wollte; beides zusammen ginge nicht; worauf er erwiderte: zum Essen. Da mußte der Glaube wieder ausziehen. Aber wohin? Im Kopfe hatte sich inzwischen die Vernunft breit gemacht und ließ ihn nicht mehr zurück. Nun erbarmte sich ein anderer Arzt, Gall, desselben und legte auf dem Kopfe einen Pflanzgarten mit gut abgetheilten Beeten für ihn an, wo die Glaubenswirthschaft auch ganz gut gedieh, so lange der Boden durch die Reste des alten Puders noch fruchtbar war. Nur ward es dem Glauben so unmittelbar über dem Sitze der feindlichen Vernunft nie recht geheuer, und als die Puderreste verzehrt waren, kümmerte die Wirthschaft wieder und er mußte abermals weiter ziehen. Im Menschlichen war jetzt nichts mehr für ihn zu suchen; also blieb ihm nichts mehr übrig, als das Außer-, Ueber-, Unter- oder Unmenschliche zu suchen, womit aber nur eine neue um so glänzendere Epoche für ihn begann. Da die Weltgeschichte zur Einleitung ihres großen Vorhabens die Eigenschaften eines Dichters, Arztes und

Schwaben in Verbindung bedurfte, ließ sie zunächst Schillern Medicin studiren, der alsbald den Geisterseher, nachmals aber die Götter Griechenlands schrieb, ein prophetisches Gedicht, worin sich das Zeitbedürfniß nach einer neuen allgemeinen Begeistung der Natur nur erst noch in Form der Sehnsucht nach Wiederkehr der antiken heidnischen Naturbegeistung ausspricht. Ein zweiter Dichter, Arzt und Schwabe war dann bestimmt, dieser Sehnsucht im höhern modernen und christlichen Sinne die Erfüllung zu geben. Alsbald ward durch seine Glaubenskraft die ganze Natur aufs Neue mit individuellen Geistern bevölkert und der Rückblick auf jenes Gedicht konnte nun dienen, den großen Fortschritt der Zeiten bemerklich zu machen. Während sonst die Götter barfuß oder mit Sandalen und leichtem Flügelschritte, wie es einem kindischen oberflächlichen Zeitalter ziemte, von oben herab zu Tänzen der Hirten und schönen jungen Frauen stiegen, stiegen sie in der jetzt technisch fortgeschrittenen, tiefsinniger gewordenen und die Lust der Welt in ihrer wahrer Nichtigkeit erkennenden Zeit mit Stiefeln von gutem und gut gegerbten Leder aus Kellern und Grüften herauf zu hysterischen kranken Weibern, um sie noch etwas mehr zu plagen und warfen statt mit Licht- und Liebegeschossen mit Sand und Stückchen Kalk von der Wand um sich, da die gute Polizei das Schießen in den Häusern inzwischen verboten hatte; und die Geister vor dieser höhern Behörde inzwischen den ziemenden Respect

erlangt hatten, den sonst umgekehrt die Menschen vor der höhern Behörde der Götter trugen. Statt steifer Steinstatuen auf festen Sockeln dienten jetzt flackernde Hemden an der Leine zur Nachtzeit den Gemüthern als Gegenstände gläubiger Ehrfurcht; ein Beweis des so viel lebendigern Charakters des neuen Glaubens. Bei zunehmendem Wachsthume des Glaubens ragte zuletzt die Geisterwelt mit ihrer weißen Hand so weit in die irdische Welt und die geisterspürende Welt mit ihrer langen Nase so weit in die Geisterwelt, daß überall eine an die andere stieß. Leider aber hatte dieses seine nachtheiligen Folgen. Allerhand lästige Berührungen erfolgten zwischen beiden; und da, was sich zu leicht findet, sich nicht mehr sucht, trat allmälig eine Erkaltung des ganzen Glaubenslebens ein, die noch jetzt nicht gehoben ist.

Indem ich nun darauf reflectire, daß ich selbst auch einmal Medicin studirt habe, kommt mir der Gedanke, daß ich wohl berufen sein könnte, den Stillstand oder Rückschritt, der so in der großen Glaubensepoche eingetreten ist, wieder in einen Fortschritt zu verwandeln. Einige Inspirationen, die ich eben empfange, bestärken mich darin; ich werde sie mittheilen und demgemäß beweisen:

1) daß die Hexen füglich sehr wohl auf Besen durch die Esse nach dem Blocksberg reiten konnten und noch können;

2) daß es mit der Hexerei überhaupt keine Hexerei, sondern die natürlichste Sache von der Welt ist.

Das Erste anlangend, so ist zu hoffen, daß, wenn man nur erst dies wieder glauben wird, man dann um so leichter alles Andere glauben wird; und ich würde vorschlagen, nachher den Glauben, statt mit Kelch oder Kreuz, was er lange genug müssig in den Händen gehalten, fortan mit dem Besen vorzustellen, entweder wie er das Wissen damit fleißig ausfegt, oder im Sinne derer, welche den Glauben wie alle andern Dinge dem Princip des freien Fortschritts unterthan wünschen, wie er selbst auf dem Besen durch die Esse nach dem Himmelblauen reitet, und hinten darauf alle die mitnimmt, welche im Glauben, daß es so zum Besten gehe, zusammenhalten.

Der Beweis für das Besenreiten ist freilich jetzt fast eben so schwierig geworden, als früher den Hexen der Gegenbeweis, was mit verschiedenen Umständen zusammenhängt, denen es werth ist, einige Aufmerksamkeit zu schenken, bevor wir auf die Sache selbst eingehen.

Zuvörderst haben offenbar die Principien der neuern Philosophie einerseits und die Luftballons andererseits dem Credit der Besen sehr geschadet; denn da man gesehen hat, daß man mit großen, hohlen, leeren Blasen in kurzer Zeit die größten Höhen erreichen kann, so hat man den solidern Besen dies Vermögen nicht mehr zugetraut, ohne zu bedenken, daß es verschiedene Mittel in der Natur gibt, eine Sache in die Höhe zu treiben, wovon die Leere und Leichtigkeit nur eins sind. Sollte man auch wirklich mit den Besen nicht ganz so hoch kommen,

als mit den Luftballons aus Taffet oder Philosophie, so beabsichtigt man ja damit auch nur, bis auf die Spitze des Blocksbergs zu kommen, der noch auf der Erde steht und eine gute Aussicht darüber gestattet, nicht bis in die höhern Luftschlösser, wo man von der Erde so viel wie nichts und von Sonne, Mond und Sterne auch nicht mehr als jetzt sieht.

Ein zweiter Umstand liegt darin, daß man es früher für ganz natürlich hielt, wenn die Hausfrauen das Instrument der Reinlichkeit und Ordnung als Steckenpferd selbst ritten, so daß der Hexenritt nur als eine verkehrte Richtung einer sich von selbst verstehenden Sache erschien; während man jetzt sich der ganzen Sache schämt, und sie den Dienstboten zuschiebt, die sie wieder andern Dienstboten zuschieben, so daß zuletzt der ganze Vorgang in ein zweideutiges Licht gekommen ist. Um den Besen nicht mehr brauchen zu müssen, behauptet man nun lieber, er sei nicht mehr zu brauchen.

Drittens ist ein Einfluß abhanden gekommen, der den Menschen ehemals schon von Kindesbeinen an Ehrfurcht vor dem Besen einpflanzte. Sonst nämlich wurde ein Zweig von jedem Besen hinter den Spiegel gesteckt, um, während das Uebrige an der Cultur der Stube arbeitete, an der moralischen Cultur des Menschen zu arbeiten, daher auch die vom Besen und seinem Gebrauche abgezweigten Ausdrücke: Bessern, Bekehren. Jetzt sucht man die Cultur des Menschen weniger mehr hinter, als vor dem Spiegel; verweist ihn

auf den Spiegel des Gewissens, und reibt die Kinder sanft mit der Baumwolle der Liebe ab, wo sie dann allerdings auch gut werden, wenn sie nämlich so gut sein wollen. So ist der Besen nach und nach um alles Ansehen gekommen, und man will an keine Leistungen desselben mehr glauben.

Jedoch kommen wir zur Sache. Hiebei habe ich von einem Grundfactum auszugehen, von dem ich erst das Historische mittheilen muß, und um so lieber etwas dabei verweile, als sich außer dem theoretischen Interesse auch ein großes praktisches Interesse daran knüpft.

Im Jahre 1830 machte der Schornsteinfeger Green zu London, ein Verwandter des bekannten Luftschiffers, die Entdeckung, daß man sich bei einer Feuersbrunst durch Herabreiten auf einem Besen an der freien Wand eines Hauses auf die nachher anzuzeigende Weise retten könne. Er nahm ein Patent auf diese Erfindung, wonach jeder, der zur Rettung seines Lebens davon Gebrauch machte, zur Zahlung einer gewissen Summe an ihn verpflichtet war, so viel ich mich erinnere 10 Pfund, welche jedoch für Arme ermäßigt ward. Die erste Nachricht von dieser Entdeckung ward in den Times gegeben und später in dem Repertory of arts der Gegenstand durch Abbildungen erläutert. Die Sache machte Anfangs einiges Aufsehen, indeß widersprachen Physiker sogleich heftig, und die Julirevolution lenkte die Aufmerksamkeit bald ab. Die Hauptsache aber, welche der Aufnahme der neuen Erfindung im Wege stand,

war unstreitig der Umstand, daß Green bei einem öffentlichen Versuche, den er zur Bewährung seiner Erfindung anstellte, wirklich den Hals brach. Dies lag nun zwar jedenfalls an einer Zufälligkeit; aber seiner Erfindung war doch hiemit in den Augen der Menge zugleich der Hals gebrochen.

Inzwischen veranlaßte nicht sowohl der praktische, als ein wissenschaftlicher Gesichtspunkt neuerdings die Wiederaufnahme der Versuche. Ein deutscher Philosoph nämlich kam in Paris zufällig mit dem berühmten Physiker Arago in einen Streit über diesen Gegenstand, indem er die Möglichkeit der Sache gegen ihn nach denselben Gründen behauptete, die ich nachher anführen werde, während Arago diese vom Standpunkte des Physikers aus bestritt. Obwohl nun der Philosoph dem Physiker die Richtigkeit seiner Ansicht durch unwiderlegbare Schlüsse darthat, fand er doch nur taube Ohren bei ihm. Ihr übrigen Deutschen, sagte Arago, pflegt von den Thatsachen nur insofern etwas zu halten, als sie sich in Philosophie übersetzen lassen, aber bei uns Franzosen ist es umgekehrt; wir halten von der Philosophie nur insofern etwas, als sie sich in Thatsachen übersetzen läßt. Beweisen Sie mir, statt mit philosophischen Gründen, denen ich nicht zu folgen vermag, durch ein Experiment, dem ich zu folgen vermag, daß sich auf einem Besen an der freien Wand eines Hauses herabreiten läßt, und ich will der Erste sein, der sich zu Ihren Ansichten bekennt; bis dahin erlauben Sie mir, zu glauben, daß

Ihre Ansichten mit den Principien einer gesunden Naturforschung unverträglich sind.

Unstreitig klingt es recht gut, was hier der Franzose sagte; aber man weiß ja, Franzosen wissen immer gut zu reden, und der Erfolg wird zeigen, daß der Philosoph gegen alle diese wohlgesetzten Antithesen doch Recht behielt.

Zuerst zwar suchte er seinerseits dem Physiker die empirische Bewährung zuzuschieben, indem er bemerkte, diese könne nur im Interesse des Physikers, aber nicht des Philosophen sein, für welchen Experimente, denen der Charakter der Allgemeinheit und Nothwendigkeit abginge, überhaupt nichts bewiesen; als inzwischen Arago die Anmuthung höflich mit der Gegenbemerkung ablehnte, daß die Anstellung des Experiments nach dem, was er vom Schicksale Greens wisse, doch wohl noch mehr im Interesse des Philosophen, der sich um das Empirische nicht kümmere, als des Physikers, der sich darum kümmere, sein möchte, entschloß sich der Philosoph, um dem Franzosen eine Beschämung und der deutschen Philosophie einen Triumph zu bereiten, einmal von allen Regeln derselben eine Ausnahme zu machen und den ideellen Worten eine grobe empirische Unterlage zu geben.

Er stellte nun erst Versuche im Kleinen an, überzeugte sich dabei, daß, was er zwar schon vorher wußte, bei gehöriger Ausführung des Versuchs an Halsbrechen nicht zu denken, vielmehr derselbe ganz einfach zu

bewerkstelligen sei, und daß die größere Schwierigkeit weniger in Bewahrung der rechten Sicherheit als des rechten Anstandes beim Herabfahren liege, worauf bei einer Production vor Franzosen freilich besondere Rücksicht zu nehmen. Als er endlich auch in dieser Beziehung sich die erforderliche Vollkommenheit erworben zu haben glaubte, lud er die Akademie der Wissenschaften zu einem größern Versuche ein, bei dem er wirklich an der Außenseite der Sternwarte die ganze Länge derselben mit Bewahrung der vollen philosophischen Würde und Haltung auf einem Besen glücklich herabfuhr. Nach genauer Bobachtung mit einer Terzienuhr fand sich, daß die Fallzeit, die bei freiem Fall im luftleeren Raume aus der Höhe der Sternwarte $3^3/_{10}$ Secunden hätte betragen sollen, durch die von starkem Druck unterstützte Reibung des Besens an der Wand auf $10\,^6/_{10}$ Secunden vermehrt worden, mithin eine außerordentliche Verzögerung der Bewegung hervorgebracht war, was der zu bewährende und wissenschaftlich wichtige Punkt war. Laute Beifallsbezeigungen empfingen den Philosophen unten und selbst Arago beglückwünschte ihn, suchte indeß nachmals die Sache doch rein physikalisch durch eine besondere Polarisation und Interferenz der Zweige des Besens zu erklären, eine Erklärung, die bei näherer Betrachtung nichts weniger als Stich hält und blos den Starrsinn des Physikers bezeugt, der eher Alles, als die Behauptung eines Philosophen zugibt. Mehrere Discussionen über diesen Gegenstand finden sich in den Ann-

de Chim. et de Phys. LIII. p. 18 suiv. Der Besen ist noch jetzt in den Archiven der Akademie niedergelegt.

Indessen faßten die Pariser schnell die praktische Seite der Sache auf, und es wurden alsbald in den Champs elisées Rutschwände errichtet, an denen man auf schön mit Blumen und Bändern gezierten Besen täglich Hunderte von Menschen herabreiten und die Geschicktern unterwegs noch allerlei Luftsprünge ausführen sehen kann, zum Verdrusse aller Physiker, die sich immer noch nicht in die Thatsache finden können und das Gesicht im Vorbeigehen abzuwenden pflegen. Doch hat bei dem schnellen Wechsel der Moden in Paris der erste Eifer in diesem Amüsement allerdings schon etwas nachgelassen. Auf eine nützlichere Anwendung, welche die Deutschen davon gemacht haben, werde ich gleich nachher zu sprechen kommen.

Dies das Historische. Nun zur Beschreibung des Verfahrens selbst:

Wenn in einem Hause die Treppe brennt und keine Möglichkeit ist, etwa durch Einschlagen der Wände in Nachbarhäuser zu entkommen, was immer das Sicherste bleibt, so öffne man das Fenster, stemme einen Besen mit seiner breiten Seite gegen die Wand, fasse ihn mit den Händen am Stiel, setze sich rittlings darauf, und fahre dann an der Wand damit herab, indem man ihn fortwährend so hart als möglich gegen die Wand drückt. Die starke Reibung des Besens an der Wand verhütet jedes unsanfte Niederfallen.

Hiezu sind einige Bemerkungen dienlich.

1) Da Alles auf der starken Reibung beruht, so ist für Solche, die eine möglichst langsame Fahrt wünschen, gut, den Besen vorher mit Kreide einzupudern. Angestellte Versuche haben gelehrt, daß die Reibung des Besens an einer Kalkwand dadurch im günstigsten Falle um $1/7$ vermehrt werden kann, was nach der bekannten Formel $q = gk - f$ eine Verzögerung der Bewegung um $3/8$ hervorbringt. Zwar ist diese Formel praktisch nicht brauchbar; indessen wird dies auch von praktischen Formeln nicht leicht verlangt; sie bleiben deshalb doch schöne Zierrathen der Praxis.

2) Da einige Kenntniß und Uebung zu allen Dingen nütze ist, und namentlich das erste Aufsteigen auf den Besen und die rechte Balance nicht immer beim Erstenmale gut getroffen werden, so ist räthlich, sich auf den Ritt etwas einzuüben und einige Anleitung zu haben. In diesem Bezuge dürfte die Anzeige willkommen sein, daß auch in der hiesigen Turnanstalt neuerdings geeignete Veranstaltungen dazu getroffen sind, wo man täglich Morgens von 11 bis 12 Uhr die erforderlichen Uebungen theils selbst anstellen, theils anstellen sehen kann. Man wird sich hiebei überzeugen, daß, nachdem man die Sache erst einigemale probirt, der Ritt von den größten Höhen gefahrlos zu bewerkstelligen sei. Nur ist hier die Form der Pariser Rutschwand mit der Form eines langen, mit dem Rücken vertical gestellten, Rutschpferdes ver-

tauscht worden, welches als Compagnon für den nebenbei befindlichen horizontalen Voltigiresel dient. Neben der Anstalt wohnt der Böttchermeister Bestelmann, wo man Besen zur Auswahl, das Stück zu 10 Ngr., vorfindet.

Die Einführung des Besenrittes in dieser Anstalt ist übrigens keineswegs blos wegen der Einübung auf die Lebensrettung in vorkommenden Fällen, sondern noch mehr wegen der großen gymnastischen Wichtigkeit, die er an sich hat, geschehen. Bekanntlich nämlich ist das Princip der Turnkunst dieses, jeden einzelnen Muskel des Körpers durch eine geeignete Uebung zur höchstmöglichen Entwickelung zu bringen, hiemit auch einen allgemein vortheilhaften Einfluß auf den ganzen Körper und insbesondere das Gehirn zu äußern, und hiemit endlich jeden Turnenden zum vollkommensten Menschen so leiblicher als geistiger Seits zu machen. Nun aber hatte man bisher für einen kleinen Schließmuskel zwischen den Beinen, welcher den Namen bestioclastercoideus führt, durchaus keine geeignete Uebung entdecken können, er blieb also, je mehr die übrigen Muskeln geübt wurden, um so mehr zurück, verkümmerte, ging wohl gar ganz ein, was die Gestalt und den Anstand der Turner immer ein wenig aus dem Geschicke brachte, und machte, daß sie als Tänzer weniger beliebt waren; ja es traf sich, weil in diesen kleinen Muskel gerade der Schwerpunkt des Körpers fällt, daß Mancher mit demselben seinen Schwerpunkt ganz verlor. In Zusammenhange mit dieser Mangelhaftigkeit stand, daß der Einfluß auf das

Gehirn, auf den man doch so großes Gewicht legte, stets noch etwas zu wünschen übrig ließ, und nicht selten Fälle vorkamen, daß derselbe, der die geschicktesten Sprünge über den Voltigiresel zu machen wußte, zugleich die eselhaftesten Sprünge in der Logik machte, was immer bewies, daß die Turnkunst ihre idealen Zwecke noch nicht ganz zu erreichen vermochte. Nun aber hat sich merkwürdigerweise eben in dem Besenritt die noch fehlende Uebung jenes kleinen Muskels in vortheilhaftester Weise gefunden, und die hiesigen Turner sind seitdem auch auf Bällen und wegen ihrer zierlichen Haltung vorzugsweise geschätzt; und zugleich hat sich in der Erschütterung, welche der ganze Körper und mithin auch das Gehirn durch die Reibung des Besens an der rauhen Wand erfährt und die beim Anlangen unten mit einem kleinen Choc abschließt, ein so heilsamer Einfluß auf die geistigen Vermögen ergeben, daß man der Klage, die Jugend werde in Schulen zu viel angestrengt, fortan die einfachste Abhülfe versprechen darf. In der That hat sich durch genaue vergleichende Versuche herausgestellt, daß ein einmaliges Herabfahren auf einem Besen *ohne* Kreide einer ganzen Lehrstunde *mit* Kreide, auf einem Besen *mit* Kreide aber einer Lehrstunde *ohne* Kreide gleich zu achten. In Folge dessen findet sich denn auch in der neuesten Schrift über die Turnkunst, welche den Titel führt: „Die Turnkunst als Mittel vollkommene Menschen zu erziehen," die Hoffnung ausgesprochen; die Zeit dürfte nicht mehr fern

sein, wo die ganze sowohl leibliche als geistige Bildung des Menschen sich auf das Turnpferd und den Turnesel gründen werde, wie es denn schon jetzt etwas sehr Erfreuliches sei, eine ganze Schulklasse auf einmal, mit dem Lehrer an der Spitze, in Form einer Cascade das Rutschpferd hinabgleiten und unten jedesmal mit einem Zuwachs von Bildung anlangen zu sehen.

3) Von selbst dürfte es dem moralischen Gefühle eines Jeden widersprechen, den Besen, der ihn wirklich einmal aus Feuersgefahr gerettet, ferner zu niederem Dienste zu mißbrauchen. Schicklich wäre es wohl, für lebensrettende Besen einen eigenen Verdienstorden zu stiften und der Unterschied von den Verdienstorden für Menschen würde dann einfach darin bestehen, daß das Ordensband am Menschen, dagegen der Besen am Ordensbande aufgehangen würde. Daß Fälle vorkommen könnten, wo es zweckmäßig wäre, dies umzukehren, soll hiemit nicht in Abrede gestellt werden.

Da nun nach dem Vorigen ein Thatbestand vorliegt, der von Jedem in Augenschein genommen werden kann, so würde der theoretische Beweis der Möglichkeit überflüssig sein, wenn nicht auf demselben die Verwandlung des Besenrittes nach Unten in den nach Oben fußte. Auch würde ein wahrhaft aufgeklärter Kopf, selbst wenn er mit leiblichen Augen die ganze Turngesellschaft auf Besen herabreiten sähe, keinen Anstand nehmen, dies eben so, wie alles andere Wunderliche, was sie vornimmt, für eine Phantasmagorie, eine Täuschung des groben

Sinnes, zu erklären, sofern seine Vernunft den Ritt nicht mit zu machen vermöchte. Für solche Vernünftige ist Beweisen immer mehr als Weisen, und nur ein Beweiser, nicht ein Weiser, ist ihnen ein wahrer Weiser. Ich schreite also jetzt zum Beweise:

Daß Reibung die Bewegung verzögert, ist anerkannt; aber wie lange es oft dauert, fruchtbare Anwendungen von den bekanntesten Thatsachen zu machen, zeigt sich daran, daß man Jahrtausende lang auf den rauhen Straßen einhergerutscht ist, ungeachtet man doch schon längst Schlitten zu fahren wußte; erst ganz neuerdings hat man die Eisenbahnen erfunden, d. i. die Schlittenkufen auf die Erde gelegt. Aber nun ist man wieder dabei stehen geblieben, den Einfluß der Reibung auf horizontalen Flächen in Betracht zu ziehen; bei unserm Gegenstande aber kommt es blos darauf an, ihn auch an verticalen Flächen anzuerkennen, und ebenso Nutzen von der Vermehrung derselben, als dort von der Verminderung zu ziehen. Das ist Alles.

Noch Etwas zwar ist nöthig. Soll die Reibung wirksam erfolgen, so muß sie durch Druck unterstützt werden. Aber ganz ebenso gut, als ich einen Besen gegen eine horizontale Wand drücken kann, kann ich ihn ja auch gegen eine verticale Wand drücken. Man versuche es nur, man wird nicht den geringsten Unterschied finden.

Wir haben also Reibung und Druck, Alles, was wir brauchen, die Bewegung zu verzögern. Auch wird in so weit der Physiker ganz einig mit uns sein, nur

wird er die Bemerkung machen, daß der Druck sofort kraftlos werden müsse, wenn der Mensch den Stützpunkt verliere. Und diese Bemerkung ist auf seinem Standpunkt ganz richtig; aber durch unser Factum wird eben gegen den Physiker und für eine philosophische höhere Natur-Anschauung bewiesen, daß in der Welt da, wo organische Kräfte und Zwecke ins Spiel kommen, nicht mehr Alles nach todter physikalischer Gesetzmäßigkeit hergeht, sondern nach höhern Principien, deren Andeutung wir kurz versuchen.

Jedermann hat doch wohl etwas von der Lebenskraft, diesem Bosco oder Rappo, gehört, welche den Arm der Schwere entgegen hebt, das Blut im Körper bergan laufen macht, den Menschen bei lebendigem Leibe einbalsamirt, so daß er nicht fault; Alles gegen den Strich der physikalischen Gesetze. Diese Kraft wird nicht durch todte Massenverhältnisse, sondern allein durch den Zweck bestimmt, und es steht ihr vollkommen frei, jedes physikalische Gesetz zum Nutzen oder zur Erhaltung des Lebens abzuändern; wovon sie den ausgedehntesten Gebrauch in Heilung von Wunden und Krankheiten macht; wie sie denn z. B. oft Kugeln und Nadeln auf ganz verwickelten Wegen aus dem Leibe unschädlich nach Außen befördert, die nach blos physikalischen Gesetzen ganz träg liegen geblieben wären oder quer durch den Leib gestochen hätten. Daher mißt auch jeder bescheidene Arzt die Heilung der Krankheiten allein der Lebenskraft bei, und, wenn er sich dafür bezahlen läßt,

ist es nur wegen der Stärkung und Leitung der Lebenskraft; denn obschon die Lebenskraft viel weiß und kann, weiß und kann ein studirter Arzt doch noch mehr. Alles, was diese Kraft thut, thut sie gegen alle Rechnung, da sie einen angebornen Abscheu gegen alle Mathematik hat, und mit Recht, denn eben dadurch, daß sie sich dieser Fessel ganz entledigt, vermag sie solche Wunderdinge zu verrichten und mit ihr alle, die diesen Abscheu mit ihr theilen. Nun sieht man aber durchaus nicht ein, warum diese Kraft, die, um den Menschen zu erhalten, das Blut die Wände der Adern heranlaufen läßt und die verwickeltsten Processe durchführt, nicht im Stande sein sollte, ihn mit dem Arme ganz einfach einen solchen Druck gegen die Wand machen zu lassen, um ihn auf einem Besen etwas langsamer, als es ohnedem sein würde, daran herabgleiten zu lassen; hier, wo es die Lebensrettung, den wichtigsten Zweck gilt. Ja, wie die Lebenskraft in gefährlichen Fällen ganz besondere Anstrengungen instinctartig macht, so darf man voraussetzen, daß unter diesen Umständen auch der Arm instinctartig von selbst mittelst des Besens einen besonders starken Druck gegen die Wand ausüben werde. Es ist, nachdem man einmal sich bis zur Idee einer nach Zwecken wirkenden Lebenskraft erhoben hat, nicht der allergeringste Grund daran zu zweifeln. Wollte der Arm hiebei so verfahren, wie es sich nach der physikalischen Gesetzmäßigkeit berechnen läßt, so würde er in diesem Augenblicke verdorren,

weil eben nur ein todter Arm auf berechenbare Weise verfährt. Nur dadurch unterscheidet sich ja der lebendig herabreitende Mensch von einem Leichnam, den man auf den Besen setzt, daß letzterer nach physikalischen Gesetzen herabplumpt, ersterer aber den physikalischen Fall- und Druckgesetzen noch ein Schnippchen schlagen kann, und nur in so weit er es thut, beweist er sein Leben.

Wie schön, daß diese Argumentation nun auch durch das Factum vollkommen bestätigt wird. Man kann in der That behaupten, daß der Schornsteinfeger Green durch seine Entdeckung mehr zur Entscheidung der wichtigsten Streitfrage der Physiologie im Sinne der höhern Naturauffassung geleistet hat, als alle Physiologen und Philosophen zusammengenommen durch ihr Geschwätz, ich nehme Den aus, der Greens Entdeckung bestätigte. Man kann jetzt sagen: so wahr der Mensch sein Leben durch Herabreiten auf einem Besen an der freien Wand eines Hauses retten kann, so wahr gibt es eine, nach Zwecken die physikalische Gesetzmäßigkeit abändernde, Lebenskraft.

Dieser Beweis wird für Naturphilosophen und Aerzte völlig genügend sein; wenigstens würden sie ihre eigne Stärke verkennen, wenn sie ihn nicht dafür halten wollten. Man kann ihn übrigens noch durch den Hinweis verstärken, wie in diesem Falle die Lebenskraft durch den Willen regiert wird, der als Princip der Freiheit von den todten Massen so wenig Gesetze

annimmt, als der Kutscher von seiner Kutsche, zu der ihm die Lebenskraft selbst nur als Pferd dient.

Noch viel leichter zu erweisen wird aber die Sache für Geistesphilosophen, wenn man sich nur an die rechte Schmiede wendet. In Hegels System finde ich fast auf jeder Seite Beweise für den Besenritt, welche zugleich als Bild dieses Rittes dienen können, indem sie gleich kühn, aber auch gleich gut zum Ziele führend sind. Ich schlage z. B. Band VII. der Werke auf, da finde ich (S. 69): „Die Schwere ist, so zu sagen, das Bekenntniß der Nichtigkeit des Außersichseins der Materie in ihrem Fürsichsein, ihrer Unselbstständigkeit, ihres Widerspruchs.“ Hier sieht man nun, daß die Schwere selbst schon hinreicht, den Besen gegen die Wand zu drücken, um dadurch das Außersichsein der Materie des Besens und der Materie der Wand möglichst zu negiren. Man kann so den Herabritt an der Wand als die Ablegung des philosophischen Bekenntnisses eines Besens aus der Hegelschen Schule betrachten. Sollte aber jener Hegelsche Satz bei dieser Auslegung mißverstanden worden sei, so würde dies nur ein Beweis sein, daß ich selbst der beste Schüler Hegels bin, da bekanntlich Hegel gesagt, von allen seinen Schülern habe ihn nur Einer verstanden und dieser habe ihn mißverstanden.

Nachdem nun erwiesen ist, daß ein Mensch vermöge seiner Lebenskraft oder der philosophischen Kraft der Schwere gegen alle physikalische Gesetzmäßigkeit

auf einem Besen an einer Wand herabreiten kann, ist es eben so leicht zu erweisen, daß er gegen alle physikalische Gesetzmäßigkeit eine Wand damit bergan reiten kann. Hiezu ist blos nöthig, daß die Lebenskraft und der Wille, statt auf das Heil der Menschheit oder das Gute, eine verkehrte Richtung, nämlich auf das Böse nehmen, so wird sich auch ihr Erfolg polar umkehren, und der Mensch statt abwärts, aufwärts, statt nach dem Centrum der Einigung mit allem Menschlichen in die egoistische Leere und Vereinsamung hinausgestoßen werden. So ist also ohne alles Weitere vollkommen erklärlich, wie durch einen Bund mit dem Bösen die Eigenschaft entsteht, auf einem Besen durch die Esse fahren zu können. Auch werden Sprachforscher die Verwandtschaft des Bösen mit dem Besen leicht erkennen, und da vorhin eben so dessen Verwandtschaft mit Bessern und Bekehren aufgezeigt war, wird auch hiedurch die entgegengesetzte Richtung, die der Besen annehmen kann, genügend documentirt.

Man sieht also, daß der Hexenritt erwiesen ist:

1) durch historische Gründe, 2) durch experimentale Gründe, 3) durch teleologische Gründe, 4) durch physikalische Gründe, 5) durch physiologische Gründe, 6) durch philosophische Gründe, 7) durch philologische Gründe.

Combinirt man alle diese Gründe, so ist der Hexenritt siebenmal fertig, oder gibt eine Regenbogenbrücke, auf der jede böse Sieben gefahrlos durch die Luft reiten kann.

Mögen sich also die Hexen freuen, alte und junge; haben sie sich den Winter über erst satt unten auf der Erde getanzt, hindert sie nun nichts mehr, noch einen lustigen Beschluß zur ersten Mainacht auf dem Blocksberg zu machen, wenn sich nur jede überwinden kann, wenigstens an diesem Tage einmal den Besen zur Hand zu nehmen, und, was ihr vielleicht minder schwer erscheinen wird, den Mann so weit zu bringen, daß er sagt: ich möchte oben hinausfahren; dann wird sie, die Frau, wirklich oben hinausfahren.

Ich gehe jetzt zum zweiten Theile meiner Aufgabe über, zum Beweise, daß es mit der Hexerei überhaupt keine Hexerei, sondern die natürlichste Sache von der Welt ist.

Die ganze Welt ist bekanntlich nur ein Gedankenspiel, wobei sich blos fragt wessen? Nach den Einen ein Gedankenspiel Gottes; das Geschehen der Dinge sein Denken, seine Gedanken wirkliche Begebenheiten, unsere Gedanken nur im Scheine Das, was seine im Sein sind; nach den Andern ein Gedankenspiel des Menschen, wobei umgekehrt Gottes Gedanken, die wirklichen Dinge, nur im Scheine Das sind, was unsere im Sein sind. Man kann zwischen beiden Ansichten wählen, nach deren erster Gott groß und der Mensch klein, nach der zweiten Gott klein und der Mensch groß ist. Natürlich, daß Viele das Letzte vorziehen. Aber für uns kommt nichts darauf an, welche Ansicht man wählen will; immer bleiben nach beiden die Grundgesetze des Seins und Denkens wesentlich dieselben.

Fragen wir uns nun, wie gehen Gedanken aus einander hervor? Auf eine doppelte Weise. Einmal folgt aus gegebenen Vordersätzen mit Nothwendigkeit der Schlußsatz; so wenn ich die Vordersätze habe: alle Menschen sind sterblich, Cajus ist ein Mensch, folgt nothwendig daraus: also ist Cajus sterblich. Dem entspricht im Reiche des Seins der Umstand, daß, wenn die Vorbedingungen gegeben sind, die Folge mit gesetzlicher Nothwendigkeit eintritt. Lassen wir z. B. einen Stein in der Höhe los, so fällt er nothwendig nach der Erde, zufolge des factisch verwirklichten Schlusses: alle Steine, die man in der Höhe losläßt, fallen nach der Erde, dieser Stein wird in der Höhe losgelassen, also fällt er nach der Erde.

Aber es gibt noch eine andere Weise, wie Gedanken auseinander folgen: Wenn ich sage: „In's Land, in's Land" — wem fällt nicht gleich dazu ein: „wo die Citronen blühen!" Warum? Liegt hier ein Schluß vor? Nein. Man hat oft das Eine hinter dem Andern hergesagt oder gelesen, hört man nun das Eine, kommt das Andere von selbst. — Ich sah heute einen Mann von hinten und mir fiel gleich seine lange Nase vorn ein; warum? ich hatte früher die lange Nase mit dem Mann oft gesehen; nun ich den Mann wiedersah, fiel mir die Nase von selbst dazu ein. Wer kennt nicht die Association der Ideen! Nichts geht hier mehr nach Schluß, nach allgemein bindender Nothwendigkeit vor sich, und doch Alles auch nach einer Regel, welche die ist: was

oft mit oder nach einander im Geiste zusammen gewesen ist, zieht nachher eins das andere von selbst im Geiste mit oder nach sich. Soll aber eins recht sicher und bestimmt sich an das andere im Denken associiren (knüpfen), so muß es auch möglichst ausschließlich oder vorwiegend oft damit in Beziehung getreten sein, sonst greifen die andern Associationen störend ein. Wenn ich einen weißen Fleck sehe, kann ich dabei an einen Schwan, eine Lilie, an Schnee, ein Hemde denken; denn an alle dem habe ich oft die weiße Farbe erblickt; aber eben weil ich an so vielerlei dabei denken kann, denke ich nicht sicher an etwas Bestimmtes von alle diesem; sehe ich aber einen Schwanenkopf und Hals, so werde ich am leichtesten an den ganzen Schwan dabei denken, weil ich Schwanenkopf und Hals immer blos am ganzen Schwan gesehen habe. Auch Aehnliches ruft sich gern durch Associationen hervor; so denken wir leicht bei der Rose an das blühende Mädchen und umgekehrt.

Um nun hievon gleich eine praktische Anwendung auf das Reich des Geschehens zu machen: gesetzt, Jemand wünscht viel Geld zu erwerben, so kann er dies zuvörderst im Sinne der Schlußmethode durch Fleiß und Arbeit erwerben, wo der Erfolg bei sonst erforderlichen Vorbedingungen in jedem Falle nothwendig eintreten wird. Aber er kann auch in die Lotterie setzen. Hier hat man es nun gewöhnlich dem reinen Zufall überlassen, ob man gewinnen wird oder nicht; das ist aber gerade so, wie man es im gewöhnlichen Gedanken-

laufe dem Zufall überläßt, ob dieser oder jener Gedanke kommen wird oder nicht; da man es doch in seiner Gewalt hat, sich werthvoller Gedankenverbindungen durch Auswendiglernen zu versichern. In ähnlicher Weise kann man sich aber auch des Gewinnens versichern. Und dies fängt man so an:

Man nimmt längere Zeit hindurch, ein halbes Jahr oder ein Jahr lang, alles Geld und was man sonst einzunehmen hat, stets mit denselben drei Fingern der linken Hand ein; gibt aber nie etwas damit aus. So gewöhnt man diese Finger daran, zu gewinnen. Nachdem dies hinreichend geschehen ist, zieht man endlich das Loos mit denselben Fingern; dann kommt ein Gewinnloos in die Hand, man weiß nicht wie. Die drei Finger und das Gewinnen haben sich einmal an einander associirt.

Seit ich diese Methode befolge, bin ich nie ohne Gewinn in der Lotterie geblieben, und die Gewinnste wachsen von einer Lotterie zur andern; wofür die sichtbare Zunahme meines Wohlstandes bürgt. Natürlich, die Gewöhnung der Finger an das Gewinnen wächst immer mehr. Man hat zwar bei Spitzbuben schon sonst eine solche Gewöhnung der Finger an das Gewinnen bemerkt; man sieht aber, wie man hier das Handwerk auf die ehrlichste Weise von der Welt treiben kann; man muß nur eben das Geld mit den Fingern nicht aus der Tasche anderer Leute, sondern aus der Lotterie nehmen, die es selbst erst andern Leuten aus der Tasche

genommen hat. Ich bin nicht mißgünstig, und theile also das Mittel uneigennützig mit. Freilich, wenn künftig Alle die Finger blos üben sollten, Gewinne zu ziehen, und Niemand mehr damit arbeiten wollte, um sie recht rein für den Gewinn zu halten, würde die Frage entstehen, wo die Gewinne zuletzt überhaupt herkommen sollten. Inzwischen haben sich die Lotterieen, die sich eigentlich diese Frage schon vorher aufzuwerfen hatten, deshalb nie Scrupel gemacht. Im Kopfe gibt es übrigens ein ganz ähnliches Aber. Wenn alle Welt blos in Associationen oder Auswendiggelerntem denken wollte, und Niemand sich Mühe gäbe, etwas zu schließen, so würde es bald um alle Kenntnisse schlecht stehen, und es würde auch nichts Gescheites mehr zu associiren geben. Man sieht hier, wie schön unser Princip über die Identität des Denkens und Seins durchgreift.

Eine zweite Anwendung ist folgende: Jemand lasse sich einen neuen Ring machen; einen neuen, weil ein alter schon mit vielen fremdartigen Associationen behaftet sein möchte. Es ist sogar gut, wenn er diesen Ring aus einem seltnen Metalle verfertigen läßt, wozu ich eins der neuen Metalle, Vanadin, Lantan oder dergl. vorschlagen würde, was nur in kleinen Mengen auf dem Erdboden gefunden wird; wenn er ferner diesem Ringe eine ungewöhnliche Form geben läßt, damit nicht Associationen mit ähnlichen Ringen Einfluß gewinnen; zweckmäßig ferner, wenn er allerlei seltsame Worte

und Zeichen darauf eingräbt, die wo möglich an gar nichts erinnern. Wirklich hat man ähnliche Grundsätze praktisch von jeher bei Zauberringen angewandt, nur daß man fälschlich gemeint hat, es komme hiebei auf einen besondern Sinn der Formen und Zeichen an, während das Beste gerade das ist, so sinnlose Formen und Zeichen zu wählen, daß man voraussetzen darf, Niemand, der überhaupt Sinn habe, sei je darauf gefallen, um so den Ring zu einem für neue Associationen ganz frischen Wesen zu machen. Aus diesem Grunde ist es auch räthlich, den Verstand bei Anlage und Verfertigung des Zauberringes überhaupt so viel möglich außer Spiele zu lassen; je mehr er als ein Werk der abgeschmacktesten Phantasie erscheint, desto Wundervolleres, allen Verstand Uebersteigendes vermag er nachmals zu leisten; während ein mit Verstand gemachter Ring auch nicht leicht mehr leisten wird, als man von dem Ringe verständigerweise erwarten kann. Das Vorige ist aber nur die Vorbereitung; denn bis jetzt leistet der Ring noch nichts. Nun stecke man denselben an einen Finger, an den er so genau paßt, daß er sich nie von selbst dreht, und drehe ihn im Laufe eines Jahres jedesmal, wenn etwas Glückliches begegnet, rechts, wenn etwas Unglückliches begegnet, links; dann wird es später hinreichen, um irgend eine Unternehmung glücklich gedeihen zu lassen, den Ring dabei rechts zu drehen, indem sich der glückliche Erfolg unsers Thuns und das Rechtsdrehen des Ringes nun wiederum vollständig an einander

associirt haben werden. Man wird sich mit einem solchen Ringe, ist er nur erst recht eingewöhnt, in die größten Gefahren und schwierigsten Unternehmungen muthig stürzen und sicher sein können, siegreich daraus hervorzugehen, wenn man nur das Rechtsdrehen nicht mit dem Linksdrehen verwechselt.

Ein solcher Ring ist ein unschätzbares Ersatzmittel für Verstand und Ueberlegung beim Handeln, deren Anwendung er ganz und gar erspart; auch liegt in dem erwähnten Umstande, daß seine Verfertigung am besten Leuten ohne Verstand gelingt, eine Andeutung, daß die Weltordnung ihn auch vorzugsweise für solche bestimmt hat.

Eine dritte Anwendung: Jemand hat beispielsweise ein krankes Bein, Gicht, Flechten, Schwinden, Lähmung oder was man will, daran. Er nehme ein neues Band, schneide es in sonderbarer Form zu, bezeichne es mit eigenthümlichen Charakteren und lasse es nun von einer Person, die ein vorzugsweise kräftiges und gesundes Bein hat, längere Zeit als Strumpfband, oder besser auf dem bloßen Beine tragen. Darauf trage er es am eignen Beine. So wird das Band, welches sich mit der Gesundheit des fremden Beines associirt hat, nun das eigne kranke Bein mit dieser Gesundheit anstecken.

Ist freilich die Krankheit hartnäckig, so wird sie blos gemindert, und hebt durch ihr Uebergewicht die heilsame Kraft des Bandes allmälig auf, ja schwängert

es gar mit Krankheitsassociation, daher man ein solches Band dann verbrennen muß. Der Kranke übergebe daher, wenn er das Band von der gesunden Person nimmt, derselben ein zweites gleiches zum Tragen, und ersetze nach einiger Zeit das kraftlos gewordene Band durch dieses. So kann zuletzt die hartnäckigste Krankheit gehoben werden. Man sieht leicht ein, daß sich nach einem ähnlichen Verfahren auch alle Krankheiten anderer Theile heben lassen.

Diese Entdeckung ist sehr wichtig. Nämlich während bis jetzt das Streben der Aerzte dahin gegangen ist, auf die Gesundheit anderer Leute loszustudiren, wird es fortan nur darauf ankommen, daß sie sich selbst erst zu den möglichst gesunden Menschen machen; dann werden sie, so viel sie gesunde Theile ihres eignen Leibes haben, auch so viele Krankheiten an andern Leibern mit Hilfe derselben kuriren können, und der gesundeste Mann wird der beste Arzt sein. Nach dem Princip der Uebereinstimmung des Seins und Denkens wird sich dann vom Leiblichen auch leicht die Uebertragung auf das Geistige machen lassen, und statt Seelsorger, die gegen die Sünden Anderer losziehen, wird man künftig nur auf solche halten, die ihre eigenen Seelen erst gesund machen, um dann fremde mit dieser Gesundheit anzustecken.

Man übersieht nun leicht, wie sich auch Worten eine beliebige Zauberkraft ertheilen läßt, indem man sie in Beziehung zu gewissen Arten des Geschehens

immer ausspricht; wie ich denn meinem Bedienten nur zu sagen brauche: Johann, die Stiefeln! so kommt er und mit ihm die Stiefeln; weil sein und der Stiefeln Kommen schon von Alters her mit diesen Lauten associirt sind. Will man aber sonderbare und curiose Dinge bewerkstelligen, so muß man auch zuvor absichtlich diese curiosen Dinge mit sonderbaren und curiosen Worten associirt haben, die noch sonst nicht in Gebrauch gewesen sind, damit nicht statt des Ungewöhnlichen das Gewöhnliche geschieht, mit dem sie von jeher associirt wurden.

So kommt es bei Einrichtung von Zaubermitteln für neue Zwecke überhaupt auf Neuheit und Sonderbarkeit dieser Mittel an, dagegen es um so räthlicher ist, einmal für gewisse Zwecke gebrauchte Zaubermittel auch immer für diese oder doch ähnliche Zwecke beizubehalten, weil sie durch Uebung nach dem Associationsgesetze an Kraft gewinnen. Mit Recht stehen daher auch alte Zauberworte in besonderm Ansehen; und gewiß ist das alte Abrakadabra ein überaus kräftiges Wort, nur daß man nicht weiß, wofür. Man erkennt jetzt auch, woher der scheinbare Widerspruch kommt, daß bald neue ganz ungebrauchte Sachen, bald Erbstücke zu Zauberzwecken empfohlen werden. Sie sind beide in ihrer Art gut; man hat bisher nur nicht das Princip gekannt, in welcher Beziehung.

Auch die Associationen der Aehnlichkeit lassen sich nutzbar anwenden, und dies ist das Princip der sym-

pathetischen Kuren. So betupft man eine Warze mit einem Stück Fleisch und vergräbt dies. Nach Maßgabe, als das Fleisch fault, vergeht dann die Warze. Das Verfaulen des Fleisches ruft hier nämlich nach dem Associationsgesetze der Aehnlichkeit als sein Gegenbild das Vergehen der Warze hervor; und das Betupfen der Warze mit dem Fleische ist nur der Act, gerade auch das beabsichtigte Bild sicher hervorzulocken. Man kann es zwar auch mathematisch beweisen, daß sympathetische Mittel helfen; nämlich es liegt hier die einfache Proportion der Regeldetri zu Grunde. a : na = b : nb. Gegeben sind: Fleisch, Vergehen des Fleisches, Warze, woraus als viertes Glied folgt: Vergehen der Warze. Man sieht, daß das Princip der Identität des Seins und Denkens sogar auf zwei ganz verschiedenen Wegen die Wirkung dieser Mittel beweist.

Hiemit ist dann zugleich bewiesen, daß es Anzeichen gibt. Man muß nicht glauben, daß der Menschenkopf allein witzig und geistreich ist. Nein, auch in dem realen Denken der Dinge wird gern eine große Sache mit einer kleinen oder umgekehrt bildlich verknüpft. Freilich sind das auch hier nur Einfälle, auf die man nicht rechnen kann, und eine Zeit ist reicher daran als die andere.

Man sieht so, wie sich die Zauberei, die man früher für einen Wahn des Pöbels hielt, principmäßig aus den Denkgesetzen selbst entwickeln läßt und gleiche Nothwendigkeit mit ihnen hat; zugleich aber, warum

dieser Gegenstand bisher so lange im Unsichern geblieben ist. Indem man nämlich die störenden Associationen nicht hinreichend ausgeschlossen, hat man lauter schwankende Data erhalten. Indem ich nun der Zukunft die fernere Ausbildung und Entwickelung dieser Lehre anheimstelle, begnüge ich mich, zum Schluß das Experimentum crucis mitzutheilen, womit ich die Statthaftigkeit derselben außer Zweifel gesetzt habe.

Ich ließ mir zu Anfange vorigen Monats einen neuen Tisch machen, beschrieb ihn mit einigen seltsamen Zeichen, und deckte ein neues Tischtuch darauf, in dessen Mitte ich ein Loch schnitt, in der Voraussetzung, daß noch nie eine Hausfrau ein Loch in ein Tischtuch geschnitten oder gar ein so durchlöchertes aufgedeckt haben würde, Männer sich aber ohnehin sonst um das Decken nicht kümmern. So war nun der Tisch für die Annahme neuer eigenthümlicher Associationen selbst eigenthümlich genug hergestellt. Durch eine geeignete Vorrichtung ließ ich darauf aus der Höhe allerlei gute Gerichte und Weinflaschen auf den Tisch herab, indem ich das Wort akalpa dazu sagte. Nach einiger Zeit ließ ich die Gerichte und Flaschen wieder in die Höhe ziehen, indem ich das Wort verkehrt dazu aussprach aplaka. Dies wiederholte ich hundert Mal. Seitdem brauche ich nur den Tisch wieder zu decken, mich davor zu setzen und das Wort akalpa zu sprechen, so kommen Gerichte und Wein durch die Luft; ich speise dann, spreche darauf das Wort aplaka, so fliegt alles Uebrig-

gebliebene wieder fort. Die Armen ſtehen draußen vor der Thür und ſuchen das Fortfliegende unterwegs aufzufangen; aber meinen Nachbarn fehlt ſeitdem immer etwas in Küche und Keller, und meine Frau kann mir das Loch im Tiſchtuch noch nicht verzeihen.

IV.

Die Welt iſt nicht durch ein urſprünglich ſchaffendes, ſondern zerſtörendes Princip entſtanden.

Die wichtigste Entdeckung der neuern Philosophie besteht unstreitig in der dialektischen Methode, ja man kann sagen, daß mit ihr die Philosophie sich eigentlich selbst erst entdeckt hat. Aber so hoch sie es auch mittelst dieser Methode gebracht hat, hoffe ich doch, alle bisher dadurch gemachte Entdeckungen durch den Beweis vorstehenden Satzes zu krönen und hiemit die Philosophie selbst noch eine Stufe über ihren gegenwärtigen Standpunkt zu erheben.

Zuvor aber will ich versuchen, den noch Uneingeweihten einen kurzen Begriff von der dialektischen Methode und den Vortheilen derselben zu geben.

Die dialektische Methode läßt sich bezeichnen als die Kunst, zuvörderst Rechts in Links dadurch zu verwandeln, daß man zeigt, ein bloßes Rechts widerspreche sich selbst. Nachdem nämlich das Rechts dies eingesehen hat, schlägt es sofort durch Selbstbewegung in Links als Nicht-Rechts um. Dann ferner das so gewonnene Links wieder in Rechts zu verwandeln dadurch, daß man zeigt, ein bloßes Links widerspreche sich selbst.

Nachdem nämlich das Links dies eingesehen hat, schlägt es sofort durch Selbstbewegung wieder in Rechts als Nicht-Links um. Hiedurch ist man denn endlich zu einem Rechts gekommen, welches zwar ganz dasselbe als das erste Rechts, aber doch, bei Strafe, dem gemeinen Menschenverstande anheimzufallen, nicht damit zu verwechseln ist, da es ja die Aufhebung und höhere Wahrheit des Links und die höhere Einheit oder Identität des Rechts und Links zugleich, der concrete Begriff des Rechts, die Wiedereinkehr des Rechts in sich selbst, das seinem Begriffe gemäß gewordene Rechts, die Zusammenschließung des allgemeinen Rechtsbegriffs mit dem Besondern im Einzelnen, gleichsam die Blüte zur Knospe des Links und zum Stengel des ersten Rechts ist.

Wer dies Alles, wie nicht anders zu erwarten, wohl begriffen hat, hat hiemit das ewige Verhältniß von Links zu Rechts begriffen und kann fortan, wenn er an einen Scheideweg kommt, unmöglich mehr irren, da, wenn er auch den linken Weg einschlüge, er den rechten aufgehoben mit ginge, Irrthum aber nur die höhere Wahrheit der Wahrheit selbst ist, auch im dialektischen Proceß nichts darauf ankommt, wohin das gleichgültige verschwindende Moment der Beine, sondern nur wohin der ewige Begriff der Beine kommt.

In anderer Weise kann man auch die dialektische Methode erklären als die Selbstbewegung des Begriffs im Blauen. Der Dialektiker setzt nämlich seinen Begriff ins Blaue, gibt ihm das Negationszeichen als

Stock in die Hand und sagt: jetzt mache deinen Weg! Der Begriff findet nichts, worauf sich im Blauen zu stützen, und macht eine Zeit lang vergebliche Anstrengungen, von der Stelle zu kommen; endlich fällt er auf das rechte Mittel, ergreift den Stock und prügelt sich selbst damit von der Stelle; jeder Schlag treibt ihn nämlich einen Schritt vorwärts in der Richtung, die er selber zu gehen Lust hat, ohne daß sich der Dialektiker noch darum zu kümmern und etwas Anderes dazu zu thun nöthig hat, als das Blaue recht weit und rein zum ungehinderten Fortschritt des Begriffs zu erhalten; was vor Allem nöthig macht, alles empirische Wissen bei Seite zu räumen.

Die vorige Schilderung ist freilich insofern nicht ganz treffend, als der Begriff die Negation, mittelst deren er sich im dialektischen Proceß fortzuhelfen hat, auch aus sich selbst zu nehmen, und weniger in die Weite zu schreiten, als in die Höhe zu erheben hat. In der That soll mit dem dialektischen Proceß durchaus nichts vor sich gebracht werden, nur um die Höhe, immer um die Höhe ist es dem Dialektiker zu thun.

In diesem Betracht nun kann man vielleicht die dialektische Methode noch passender als das Kunststück des Menschen erklären, der sich an seinem Nichtmenschen dem Zopf selber aus dem Sumpfe zieht; woher auch offenbar der Ausdruck des Sichselbstaufhebens des Begriffs entlehnt ist. Freilich muß man, da die ganze Bewegung das Prädicat der Ewigkeit tragen soll, nicht

erwarten, solche in endlicher Zeit erfolgen zu sehen, sich also auch nicht irren lassen, wenn man nach einiger Zeit den Mann immer noch mit der Hand am Zopfe im Sumpfe stecken sieht. Gewiß ist, daß die ewige Idee, sich darüber emporzuheben, ihn bei seinen Anstrengungen ewig durchdringt, und auf die Idee kommt es überall bei der dialektischen Methode nur an. Endlich reißt doch der Zopf los; die Idee fällt von sich selbst als Natur ab, welche im Sumpfe stecken bleibt, den Fröschen und Molchen, d. i. Naturforschern, zur Beute, indeß der mit dem Zopfe herausgezogene Geist triumphirend in die Höhe geht und die Dialektiker als dienende Engel um sich sammelt.

Eine nähere Erörterung der Vortheile, welche die dialektische Methode zu gewähren vermag, wird dienen, ihr Wesen noch mehr ins Licht zu setzen. Ich betrachte zuvörderst einige praktische.

Einen leeren Beutel kann man dialektisch ganz einfach dadurch zu einem vollen machen, daß man ihn wiederholt umwendet. Zwar hält jeder Dialektiker blos das Geld aus seinem eigenen Beutel für gültig; aber er braucht auch kein anderes, da er es sich ja eben beliebig selbst machen, sich also auch selbst damit bezahlen kann.

Eine Treppe kann man dialektisch ganz wohlfeil aus einer einzigen Stufe bauen, indem man die erste immer wieder wegnimmt und auf sich selbst setzt. Zwar glaubt man beim Hinansteigen einer solchen Treppe

auf Nichts zu treten; aber man kommt doch oben an, und das ist die Hauptsache. Anfangs schwindelt man; zuletzt geht es in Sprüngen.

Sein Vieh mästet man dialektisch dadurch, daß man es wiederholt sich selbst auffressen läßt. Die dialektische Fütterung besteht nämlich nicht darin, dem Thiere Futter in die Krippe zu legen, sondern ihm das Futter möglichst zu entziehen. Hiedurch zwingt man dasselbe endlich, vor Hunger sich selbst aufzufressen und nach jeder Selbstverschlingung kommt es noch einmal so dick als vorher zum Vorschein, was man beliebig fortsetzen kann.

Seinen Oberboden füllt man dialektisch dadurch, daß man leeres Stroh mit leerem Stroh drischt, und insbesondere auch seine Schüler dazu anhält. Je leerer das Stroh, desto mehr gibt es beim Dreschen her, und die ganze Schwierigkeit liegt nur darin, das Stroh wirklich vorher ganz leer zu machen; indeß gewöhnt sich der dialektisch gebaute Acker allmälig daran, gleich blos leeres Stroh zu tragen.

Ein Krämer, der seine Wage dialektisch zu brauchen versteht, bedarf keiner Waare. Er hat nämlich blos nöthig, das volle Gewicht dessen, um was es sich handelt, in die rechte Schale zu legen, so schlägt alsbald die Wage dialektisch von selbst auf die linke Seite um, und ungeachtet der Käufer nichts empfängt, muß er doch anerkennen, daß ihm übervoll gewogen worden ist, und kann das Nichts in Papier gewickelt nach Hause tragen.

Sogar dem Thierreich ist die dialektische Methode zu empfehlen. Ein gewöhnlicher Hund kommt nicht vom Flecke, wenn er sich in den Schwanz beißen will; ein dialektischer Hund aber kommt um die ganze Welt, indem er seinem Schwanze von vorn nachläuft, was unstreitig zu seiner Ausbildung viel beitragen muß.

So viel von den praktischen Vortheilen, welche die dialektische Methode zwar noch nicht geleistet hat, aber theoretisch durchaus zu leisten im Stande ist. Kommen wir jetzt zu den theoretischen Vortheilen, welche sie eben dadurch wirklich geleistet hat, daß sie sich über den Stand erhoben, praktische wirklich zu leisten, insbesondere zu denjenigen, welche uns selbst für unsere wissenschaftliche Aufgabe, der wir nun näher treten, zu Statten kommen sollen.

1) Die Begriffe verlieren durch Behandlung mittelst der dialektischen Methode gänzlich ihre bornirte Steifheit und indem sie selbst nicht mehr wissen, wo ihnen der Sinn steht, werden sie dadurch um so geeigneter, in jeden Sinn des Philosophen einzugehen, wie der Falke erst schwindlich gemacht werden muß, um sich nach dem Sinne des Jägers brauchen zu lassen. Indem nämlich der Begriff sich selbst in eine höhere Region aufhebt, hebt er zugleich seine frühere Bedeutung insofern auf, daß sie nicht mehr Statt findet, aber zugleich auch insofern, daß er sie wie andere gut aufgehobene Sachen immer wieder beliebig hervorsuchen kann, so daß nicht nur der Begriff des Aufhebens,

sondern überhaupt jeder Begriff in der dialektischen Methode mindestens drei Bedeutungen hat, wovon je zwei einander gerade entgegengesetzt sind, und von denen man vorkommenden Falls sich die passendste auslesen kann. Man sagt in dieser Beziehung auch, die dialektische Methode mache die Begriffe flüssig, und sieht es als ein Zeichen ihrer geschickten Anwendung an, wenn sie alles Handgreifliche zwischen den Händen zerlaufen läßt. Wem des Flüssigen zu viel wird, dem steht es frei, es mit der Streusandbüchse der Herbart'schen einfachen Wesen, die Gott zu diesem Behuf mit der dialektischen Methode zusammengeschaffen, aufzutrocknen.

2) Die dialektische Methode gewährt durchaus absolute Evidenz und Wahrheit; da nun jeder Philosoph, indem er die Begriffe nach seinem Sinne braucht, eine andere absolute Wahrheit findet, so hat die dialektische Methode vor der mathematischen, die bei jedem Gegenstande nie über *eine* absolute Wahrheit hinaus kommt, den wesentlichen Vorzug, daß durch sie das Gebiet der absoluten Wahrheiten außerordentlich erweitert wird. Bekanntlich heißt das große Gebot der Wahrheit: eure Rede sei ja ja, nein nein; indem nun immer ein Dialektiker ja ja, ein anderer dagegen nein nein ruft, entwickelt sich so die absolute ewige Wahrheit mit jedem Widerspruch in ihr immer weiter.

3) Die absolute Evidenz und Wahrheit der dialektischen Methode hindert daher auch nicht im Geringsten, Alles, was der Erfinder dieser Methode, der große

Hegel, mittelst derselben gefunden, für irrig und falsch zu erklären, mit einziger Ausnahme der Methode selbst; ja es wird dies, wenn nicht die Philosophie zu einem starren, todten, verknöcherten Wesen werden soll, mit der Zeit sogar unumgänglich nöthig. Dies gibt Jedem, der die dialektische Methode nach ihrem Meister gebraucht, den Vortheil, viel größer als der Meister selbst zu werden, indem er alles von ihm Gefundene mittelst derselben Methode wieder aufhebt, durch die es dieser gefunden, natürlich mit schuldiger Danksagung dafür, daß er, der Meister, ihn die absolut wahre und sichere Methode gelehrt habe, sich selbst von ihm aufheben zu lassen.

Von diesen Vortheilen der dialektischen Methode, insbesondere dem letzten, mache ich nun auch meinerseits im Folgenden Gebrauch, indem ich zur Sache komme.

Um die ganze Hegelsche Philosophie mit einem Male durch einen Hauptschlag über sich selbst zu erheben, hebe ich gleich von vorn herein die ganze Grundlage derselben in ihr Gegentheil auf, was offenbar durch den Entwickelungsgang der absoluten Idee jetzt eben gefordert ist, da es sonst jetzt nicht geschähe. Hegel geht von der absoluten Position des Seins aus, um sie zur Negation aufzuheben; der zeitgemäß gewordene Umschlag verlangt also, daß man künftig von der absoluten Negation des Seins auszugehen anfange, um sie in die Position aufzuheben. Dies rechtfertigt sich nach den Gesetzen der dialektischen Aufhebung zum Höhern zwar von selbst, kann aber auch für den gemeinen Menschenverstand so bewiesen werden, daß daraus nachmals dessen eigne Aufhebung in das Gegentheil entsteht, wodurch noch in anderer Beziehung das Hegelsche System vervollkommt wird. Denn nach diesem ward bisher gefordert, daß man gleich von vorn herein mit Zurücklassung des gemeinen Menschen-Verstandes in die Philosophie hineinspringe, was Vielen, bei denen dies Erbübel zu fest sitzt, den Eingang sehr erschwerte; da die natürliche Eingangsweise, wodurch die Philosophie zur Weltphilosophie werden muß, doch nur die sein kann, den gemeinen Menschenverstand, womit jeder anfängt, sich durch sich selbst um sich selbst bringen oder in sein philosophisches Gegentheil umschlagen zu lassen, welchem Erforderniß, wie man sehen wird, das Folgende vollkommen genügt.

Ich sage also, um mich anfangs an den gemeinen Menschen-Verstand zu wenden: eine reine Position mag sich anstrengen, wie sie will, sie wird es aus sich selbst nie zu einer Negation bringen; es sei denn, daß sie ihr zuvor heimlich in die Tasche gesteckt worden wäre. Dagegen braucht die reine Negation blos ihr eignes Wesen an sich selbst zu bethätigen, sich auf sich selbst zu reflectiren, sich selbst zu negiren, so schlägt sie sofort von selbst in das reine positive Wesen als ihr Widerspiel um, welches nach dialektischen Principien, wo gegenüber und drüber dasselbe ist, auch ihr Höheres ist. Indem sie nun dasselbe Spiel an sich selbst wie-

Hegel, mittelst derselben gefunden, für irrig und falsch zu erklären, mit einziger Ausnahme der Methode selbst; ja es wird dies, wenn nicht die Philosophie zu einem starren, todten, verknöcherten Wesen werden soll, mit der Zeit sogar unumgänglich nöthig. Dies gibt Jedem, der die dialektische Methode nach ihrem Meister gebraucht, den Vortheil, viel größer als der Meister selbst zu werden, indem er alles von ihm Gefundene mittelst derselben Methode wieder aufhebt, durch die es dieser gefunden, natürlich mit schuldiger Danksagung dafür, daß er, der Meister, ihn die absolut wahre und sichere Methode gelehrt habe, sich selbst von ihm aufheben zu lassen.

Von diesen Vortheilen der dialektischen Methode, insbesondere dem letzten, mache ich nun auch meinerseits im Folgenden Gebrauch, indem ich zur Sache komme.

Um die ganze Hegelsche Philosophie mit einem Male durch einen Hauptschlag über sich selbst zu erheben, hebe ich gleich von vorn herein die ganze Grundlage derselben in ihr Gegentheil auf, was offenbar durch den Entwickelungsgang der absoluten Idee jetzt eben gefordert ist, da es sonst jetzt nicht geschähe. Hegel geht von der absoluten Position des Seins aus, um sie zur Negation aufzuheben; der zeitgemäß gewordene Umschlag verlangt also, daß man künftig von der absoluten Negation des Seins auszugehen anfange, um sie in die Position aufzuheben. Dies rechtfertigt sich nach den Gesetzen der dialektischen Aufhebung zum Hö-

hern zwar von selbst, kann aber auch für den gemeinen Menschenverstand so bewiesen werden, daß daraus nachmals dessen eigne Aufhebung in das Gegentheil entsteht, wodurch noch in anderer Beziehung das Hegelsche System vervollkommt wird. Denn nach diesem ward bisher gefordert, daß man gleich von vorn herein mit Zurücklassung des gemeinen Menschen-Verstandes in die Philosophie hineinspringe, was Vielen, bei denen dies Erbübel zu fest sitzt, den Eingang sehr erschwerte; da die natürliche Eingangsweise, wodurch die Philosophie zur Weltphilosophie werden muß, doch nur die sein kann, den gemeinen Menschenverstand, womit jeder anfängt, sich durch sich selbst um sich selbst bringen oder in sein philosophisches Gegentheil umschlagen zu lassen, welchem Erforderniß, wie man sehen wird, das Folgende vollkommen genügt.

Ich sage also, um mich anfangs an den gemeinen Menschen-Verstand zu wenden: eine reine Position mag sich anstrengen, wie sie will, sie wird es aus sich selbst nie zu einer Negation bringen; es sei denn, daß sie ihr zuvor heimlich in die Tasche gesteckt worden wäre. Dagegen braucht die reine Negation blos ihr eignes Wesen an sich selbst zu bethätigen, sich auf sich selbst zu reflectiren, sich selbst zu negiren, so schlägt sie sofort von selbst in das reine positive Wesen als ihr Widerspiel um, welches nach dialektischen Principien, wo gegenüber und drüber dasselbe ist, auch ihr Höheres ist. Indem sie nun dasselbe Spiel an sich selbst wie-

derholt, kommt sie hiemit immer weiter oder höher; und producirt dabei Materie und Geist, Süd- und Nordpolarität, kurz alle Sätze, Gegensätze und aufgehobene Gegensätze der Welt. Trifft sie aber ja unterwegs einen Punkt, wo sie nicht mehr vorwärts zu kommen weiß, so geräth sie außer sich, dann geht es wieder.

Dies wird noch gründlicher dialektisch, wenn man die erste Negation nicht als Negation oder Aufhebung des Seins, sondern unmittelbar als Negation oder Aufhebung ihrer Selbst faßt; denn solchergestalt fällt der Anfangsbegriff der Philosophie mit dem Begriffe der dialektischen Methode unmittelbar selbst zusammen, deren Wesen ja eben in Selbstaufhebung liegt; und die Entwickelung dieses Anfangs mittelst der dialektischen Methode wird nun zu einer Selbstentwickelung des Begriffs der dialektischen Methode selbst. Statt etwas Anderes fortzurollen, wie bisher den Sisyphusstein des Seins, rollt sie nun blos noch sich selbst fort. Die Selbstaufhebung kann nämlich doch nichts Anderes aufheben, als sich selbst; hiemit wird sie aber zur Selbstaufhebung der Selbstaufhebung, d. i. zur Selbstsetzung, womit der erste Selbststoß geschehen ist, auf den Alles ankommt.

Unstreitig ist dies schon tiefsinnig genug, daß nur Die, welche die höchste Höhe der dialektischen Speculation zu ersteigen im Stande sind, bis hieher folgen können. Wie so Vieles in der dialektischen Methode wunderbar zusammenfällt, ist nämlich auch das Höchste

und Tiefste darin dasselbe. Inzwischen ist der Gipfel der dialektischen Speculation eine so scharfe und schmale Spitze, daß jedesmal nur der Eine, der eben hinaufgestiegen ist, oben Platz finden kann, und daher alle Andern tief unter sich sieht, die dafür glauben, er schwebe ganz in der Luft. Jetzt stehe ich eben oben, von wo man Alles sehen kann, was es gibt und was es nicht gibt, und sehe nun zu, wie aus Dem, was es nicht gibt, eben Das entsteht, was es gibt. Wer nun nicht dasselbe sieht, als ich, ist wegen seines Mangels an speculativem Sinn einfach zu bedauern.

Von selbst leuchtet nach der vorigen Dialektik ein, wie der Anfang der Welt nicht in einem ursprünglich schaffenden, sondern nur zerstörenden Princip liegen konnte, was sich aber weiterhin zum schaffenden Princip selbst aufhob. Indem nämlich das zerstörende Princip anfangs nichts fand, als sich selber, woran es seine zerstörende Macht äußern konnte, zerstörte es sein zerstörendes Wesen selbst und ward so erst zum schöpferischen Princip. Wie hätte dagegen umgekehrt aus einem schöpferischen Princip durch Bethätigung seiner selbst an sich selbst ein zerstörendes Princip hervorgehen können, was doch auch in der Welt vorkommt. Oder wird das erste Princip von vorn herein als selbstzerstörendes Princip gefaßt, so liegt auch gleich von vorn herein in seinem Begriffe, daß die Selbstzerstörung eine Selbstzerstörung der Selbstzerstörung ist, womit sie aber sofort in Selbstschöpfung umschlägt, die dann

wieder nicht weiter kommen kann, ohne dabei in Schöpfung von Anderm umzuschlagen.

Hiemit hätte ich meine Aufgabe und zugleich die Pflicht erfüllt, welche jedem dialektischen Philosophen obliegt, Gott, der in Betreff der Einsicht in sich und seine Werke nun einmal ganz auf den dialektischen Philosophen gewiesen ist, darüber aufgeklärt zu haben, wie er eigentlich sich und die Welt geschaffen, gezeigt zu haben, welches der Anfang vor dem Anfang sei.

Natürlich konnte nach Vorigem auch das erste Licht nur aus dem Dunkel, nicht umgekehrt geboren werden; es konnte nur als Selbstaufhebung des Dunkels, als Schatten des Schattens entstehen, daher auch die Alten ganz richtig Alles aus der Nacht geboren werden ließen. Sofern nun die im Menschengeiste zum Selbstbewußtsein kommende dialektische Methode demselben nur ein höheres Licht anzündet, kann das Licht, was dadurch dem Menschen zu Theil wird, als der Schatten vom Schatten eines Schatten angesehen werden, wobei zwar der gemeine Menschenverstand nichts sehen kann, der daher ein Talglicht immer vorziehen wird, wohl aber der Schatten des Schattens vom Schatten des gemeinen Menschenverstandes.

Und hiemit gewinnt diese Schrift, welche mit dem einfachen Schatten anhob und mit der dritten Potenz des Schattens endigt, passend selbst ihren dialektischen Schluß als ein in sich zurücklaufender Schatten.

wieder nicht weiter kommen kann, ohne dabei in Schöpfung von Anderm umzuschlagen.

Hiemit hätte ich meine Aufgabe und zugleich die Pflicht erfüllt, welche jedem dialektischen Philosophen obliegt, Gott, der in Betreff der Einsicht in sich und seine Werke nun einmal ganz auf den dialektischen Philosophen gewiesen ist, darüber aufgeklärt zu haben, wie er eigentlich sich und die Welt geschaffen, gezeigt zu haben, welches der Anfang vor dem Anfang sei.

Natürlich konnte nach Vorigem auch das erste Licht nur aus dem Dunkel, nicht umgekehrt geboren werden; es konnte nur als Selbstaufhebung des Dunkels, als Schatten des Schattens entstehen, daher auch die Alten ganz richtig Alles aus der Nacht geboren werden ließen. Sofern nun die im Menschengeiste zum Selbstbewußtsein kommende dialektische Methode demselben nur ein höheres Licht anzündet, kann das Licht, was dadurch dem Menschen zu Theil wird, als der Schatten vom Schatten eines Schatten angesehen werden, wobei zwar der gemeine Menschenverstand nichts sehen kann, der daher ein Talglicht immer vorziehen wird, wohl aber der Schatten des Schattens vom Schatten des gemeinen Menschenverstandes.

Und hiemit gewinnt diese Schrift, welche mit dem einfachen Schatten anhob und mit der dritten Potenz des Schattens endigt, passend selbst ihren dialektischen Schluß als ein in sich zurücklaufender Schatten.

COLUMBIA UNIVERSITY
0032141882

8942 R55

BRITTLE DO NOT
PHOTOCOPY

JUN 22 1944